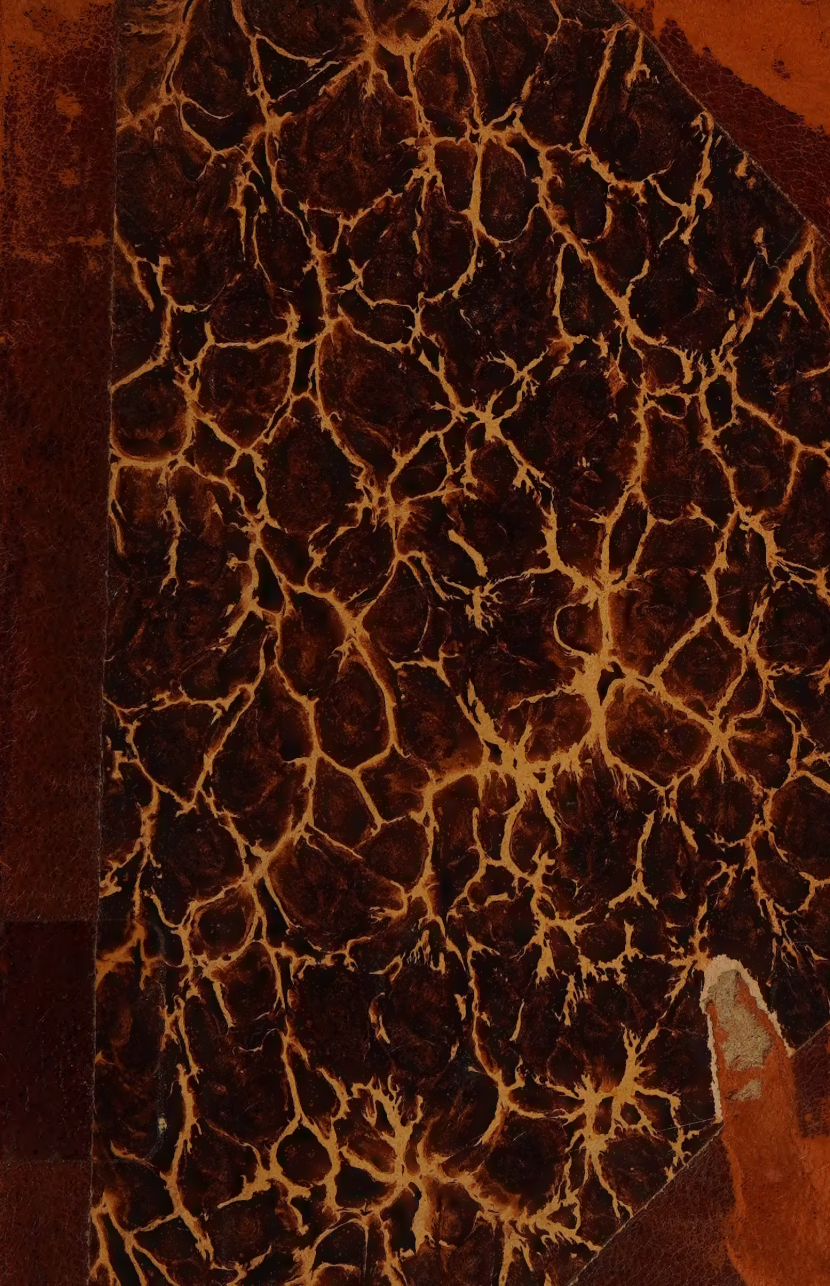

G. M. ELLIOTT LIBRARY
CINCINNATI BIBLE SEMINARY
2700 GLENWAY AVE.
P. O. BOX 043200
CINCINNATI, OHIO 45204-3200

S.F.

„Mei Erich"

Aus Otto Erichs Leben

von

Selma Hartleben

Dritte Auflage

GEORGE MARK ELLIOTT LIBRARY
The Cincinnati Bible Seminary

S. Fischer, Verlag, Berlin
1910

832.91
H331m

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1910 S. Fischer, Verlag, Berlin

61972

Inhalt

Vorwort 11
Die Reise nach Tunis 13
Das Fräulein von Burg 35
Eulenspiegelstreiche 47
Die Bierſuppe 53
Der bunte Schnurrbart 56
Silvesterspaß 57
Otto Erich als Erzieher 59
Die Exmissionsklage 62
Römische Wäsche 70
Vorlesung in Halle 77
Der Aluminiumschlüssel 91
Kindergeschichte 95
Lore 104
Siser Schaz 119

„Mei Erich“

Ein Jahr war Erich tot — für die Welt, mich umgab er bei Tag und im Traum, mehr als je zuvor. Er war stets an meiner Seite. Gemeinsame Erinnerungen stiegen auf, zerflatterten, kamen wieder und wurden lebendiger und dringender; ich sprach mit ihm, als könnte er mir Antwort geben, wie in den Tagen unserer Jugend. Sein Wesen, seine Charakterzüge, Naivität, Kindlichkeit und Ungezogenheit — alles, alles stand greifbar vor mir, und das Erlebte lebte ich wieder und wieder durch. Schließlich zeichnete ich all die kleinen lustigen Begebenheiten wort- und sinngetreu auf. Für mich, nur für mich. Später sprach ich davon zu seinen im Herzen Getreuen, las es ihnen vor, und sie drängten mich, die kleinen Skizzen nicht verloren gehen zu lassen: so, wie sie

da seien, müßten sie gedruckt werden. Denn das wäre der Otto Erich, so lebenswahr und lebenswarm, wie sie ihn alle gekannt und niemand ihn gezeichnet hätte. „Mei Erich" nenne ich dieses Buch, in Erinnerung an die fernen Tage, in denen „mei" und „dei Erich" lustig zwischen uns hin und her flog und ein fehlendes „n" uns noch nicht den Kopf warm machte.

Ich reiche diese Blätter jenen, denen er nach dem Tode in Liebe lebt. Zur Erinnerung den einen und zu lebendiger Gegenwart den andern.

Die Reise nach Tunis

Unsere erste größere Reise, die sogenannte Hochzeitsreise, machten wir im Dezember 1893. Hinter uns lagen Jahre mit hundert Mark monatlichen Wirtschaftsgeldes — für Erich und mich — und nun waren wir im Besitz einer Erbschaft!

So standen wir denn eines Abends 10 Uhr auf dem Anhalter Bahnhof, die Taschen voller Geld und die Herzen voll Glück, und fuhren im Schlafwagen zunächst bis München. Von dort weiterzufinden, war nicht leicht, jeden Abend eine „Sitzung", meist eine recht schwere — wir kamen nicht weiter. Erich liebte München, und doch wäre er nie dort hingezogen. Der Kreis war ihm viel zu eng. „Man kann sich seine Gesellschaft nicht aussuchen, man ist auf die wenigen angewiesen, ob sie einem gerade passen oder nicht."

Endlich, nach langen zwei Wochen, hatte ich ihn losgeeist, und wir fuhren über Mailand nach Rom. Dort war dickster Winter, „die ältesten Leute entsannen sich nicht usw." Erichs Freund, Baron von Khaynach, holte uns am Bahnhof ab und führte uns in sein Atelier. Unser Gepäck hatten wir noch nicht, nur nasse Füße.

Wir fanden hinter dem Forum Romanum eine nette, aber ziemlich teure Privatwohnung, die uns sieben Wochen beherbergte. In dieser Zeit ließ sich Erich von Baron Khaynach malen. Eine Porträtskizze: Otto Erich als Nero! Die rote Toga über die Schulter geschlagen, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt — das heißt, es war in Ermangelung dessen Efeu (den Kranz band ich im Atelier) —, Hals, Nacken und Brust frei. Erich war damals dick, sehr, sehr dick sogar, so daß man, nur die untere Hälfte gesehen, Rat für einen hungernden Säugling gewußt hätte! Dies Bild hängt noch heute in seinem Arbeitszimmer und entlockt je-

dem Eintretenden ein stilles, wohlgefälliges Lächeln. Es war schrecklich: dort wurde er tagsüber gemalt, ein paar Straßen weiter wurde ich gemalt, zwischendurch Galerien besucht; aber abends, das war schön, hinaus in die Campagna mit einem Kutscher, der wie der Teufel fuhr und der täglich stundenlang in der Stadt herumsuchte, um den splendiden Tedesco fahren zu können. —

Von Rom nach Florenz: dort saßen wir fast immer beim Melini, einer Frühstücksstube, in der sich das Frühstück meist bis in die Nacht ausdehnte.

Zurück nach Neapel, wo wir wieder liegen blieben, bis Erich ein Malariafieber überwunden hatte, dann ging es über Palermo nach Marsala. Hier trieb Erich Weinstudien, was wohl niemand verwundern wird; aber endlich kannte er den goldenen Tropfen ganz genau, und da durften wir auch zu Schiff nach Tunis.

Es war die höchste Zeit, denn obwohl auf

dem Wasser, saßen wir doch auf dem Trockenen und hatten Geld erst nach Tunis bestellt.

„Ich erwarte nämlich von meinem Theaterverleger mindestens dreihundert Mark, damit kommen wir zunächst bis Souisse!"

„Erich," meinte ich ängstlich, „sind es auch wirklich dreihundert Mark, bist du nicht wieder Optimist?"

„I wo, Moppchen, paß auf, es wird noch mehr sein!"

Erich hatte das Geld nach Tunis bestellt, in ein aus dem Baedeker aufgefischtes Hotel. Afrika sah uns mit zwanzig Franken ankommen. Das aus Deutschland mitgenommene Geld sollte sechs Monate reichen, an dem halben Jahr fehlten aber noch vier Monate!

Mit großer Zuversicht nannten wir dem Träger unserer Sachen jenes Hotel; nach vielem Suchen und Fragen stellte sich aber heraus, daß es seit Jahren nicht mehr existierte. Was half nun alles Fluchen

auf den Baedeker, wir gingen mit dem eingeschmolzenen Vermögen in ein sternloses, ungelobtes Hotel, und Erich machte sich mit großer Wichtigkeit und Sorglosigkeit auf zur Post. „Denn" — meinte er, „das Geld vom Verleger ist sicher dort liegengeblieben, und da ich einen Paß habe, erhalte ich es auch, und heute abend — schlemmen wir!"

Sehr kleinlaut kehrte er zurück und zeigte mir fünfzig Franken.

„Um Gottes willen, ist das alles, was dein Verleger geschickt hat?"

Er nickte und sagte resigniert: „Das Publikum scheint bis jetzt noch ein entschiedenes Mißtrauen gegen meine Stücke zu haben, aber das macht nichts, ich verdiene doch noch heidenmäßig viel Geld."

Wir berieten nun, was zu machen sei. In einem fremden Erdteil sitzen, ohne Geld, das war selbst Erich zuviel. Wie sollten wir weiterkommen! — denn von Tunis mußten wir nach Souffe, wo ich Verwandte hatte, die ich selbst noch nicht persön-

lich kannte. Und obwohl es reiche Leute waren, wußte ich doch nicht, wie sie sich zu einem Pumpversuch auf den ersten Anhieb stellen würden. Erich hatte herausgefunden, daß nur wöchentlich zweimal ein Schiff nach Souſſe ging, uns aber für zwei Schiffsbillette das nötige Geld fehlte; im Hotel durften wir auch nicht länger als zwei Nächte bleiben, weiter langte es abermals nicht; und mit der Poſt zu fahren — zu dieſem Kunſtſtück brachten ihn zehn Pferde nicht ... ein großer, plumper Kaſten, dicht vollgepfercht mit Menſchen ... und darin zwei Nächte und einen Tag — brrrr!

Erich hatte indeſſen eine Idee. Er verſchwand und kam nach drei Stunden zurück; die Hotelrechnung war bezahlt, und in ſeinen Arm ſchmiegten ſich eine Flaſche Wein und eine Büchſe Konſerven. Das war das Ende vom ſchnöden Mammon!

„Und nun komm, Moppchen, ich habe einen Wagen, vierſpännig! Einen Malteſer Kutſcher, der weder Deutſch, Franzöſiſch noch Italieniſch

versteht, aber sonst den Eindruck eines Räubers macht, mit diesem fahren wir durch die Wüste bis Souffe."

„Hast du denn Geld für die Fahrt?"

„I wo, keinen Heller, aber wir müssen hin, hoffentlich kann der Kutscher unterwegs auslegen, bei meinem Glück wird er schon Geld bei sich haben, und sind wir erst dort, dann bezahlen deine Verwandten den Kutscher!"

Wir fuhren also los! Vorbei an der Post, die wir unterwegs mit zerbrochenen Rädern antrafen. Erich lächelte vergnügt und meinte: „Wetten, daß die Passagiere alle mehr Geld haben als wir, aber sie müssen stundenlang liegenbleiben, und wir haben keines und fahren vierspännig!"

Nein, er hatte kein Geld und wußte nicht, zu welchen Leuten er kam, aber sorglos und behaglich lehnte er im Wagen und dachte an nichts als an den wunderbaren Fleck Erde, diese üppige Vegetation, über die sich ein tiefblauer Sternen-

himmel wölbte und der Mond bis an den fernsten Horizont sein lichtes Strahlenkleid warf — im Schweigen hörten wir stundenlang die große Sprache der Natur . .

Am Tage sahen wir braune Gestalten aus Erdlöchern hervorkriechen, mit bittenden Gebärden und seltsame Rachenlaute ausstoßend unserem Wagen nachlaufend — sie wollten natürlich Geld, aber die vornehmen Vierspänner waren selber arm wie Kirchenmäuse. Bei Anbruch der zweiten Nacht waren wir vollständig gelähmt, wir vermochten nicht mehr zu sitzen, und Erich suchte dem Kutscher begreiflich zu machen, daß er schlafen wolle. Der Mann verstand kein Wort, und Erich brüllte „Hotel!", „Hotel!" Hatte er das schließlich doch kapiert oder sonst unseren Wunsch erraten, er nickte und fuhr uns in kurzer Zeit vor ein einsames Gehöft. Stundenlang hatten wir keinen Menschen mehr gesehen, Erich schien mißtrauisch, und ich fürchtete mich, zumal uns zwei verdächtig aus-

sehende Gestalten fast nackt aus einem lochähnlichen Etwas entgegentraten. Der Kutscher führte die Unterhaltung, und einer von den braunen Kerls geleitete uns eine Stiege empor, die in ein Gelaß ohne Fenster, nur mit einem viereckig vergitterten Loch oben, führte. Keine Betten; nur eingemauerte Bänke, wie wir sie in Pompei sahen, liefen an den Wänden entlang.

Ich flüsterte Erich zu: „Du, das ist ein Räubernest, hier kommen wir nicht lebendig heraus." Der Kerl glaubte, ich sagte ihm etwas, er verschwand und kam mit zwei Pferdedecken zurück, die er uns auf die harte Bank warf — keine Macht der Welt hätte mich vermocht, sie zu benutzen. — Erich redete ich zu, sich schlafen zu legen, mit der Versicherung, daß ich aufpassen würde, und sobald sie kämen, uns abzumurksen, würde ich ihn schon wecken. — Den wackligen Tisch hatten wir als Barrikade vor die Tür geschoben, an der sich natürlich kein Schloß befand, als sich einer der

Männer hereindrängte und uns in einem irdenen Napf ein am Spieß gebratenes Huhn brachte. „Hast du denn das bestellt?" fragte ich. „Nein, ich esse es auch sicher nicht, geben wir es morgen dem Kutscher", meinte er. Da der Kerl unser Zögern bemerkte, nickte er verständnisinnig, griff in sein Gewand und holte ein Taschenmesser heraus, welches er aufklappte und, uns triumphierend ansehend, danebenlegte. Das war doch Intellekt! Wir aber berührten weder die Mordwaffe noch das Huhn. Erich legte sich unbekümmert nieder, und binnen kurzem hörte ich es wie eine Säge rauschen. Doch nur einige Zeit, da begann er sich unruhig hin und her zu werfen. Ich stand auf der Bank, die mir als Lager dienen sollte, und sah in die Nacht hinaus, um nur den ersten Lichtschimmer nicht zu versäumen, kraft dessen wir den Kutscher wecken würden.

„Moppchen, schläfst du nicht?"

„Nein, ich passe auf!"

„Weißt du, Moppchen, ich liege schon einige Zeit wach und beobachte die Wände. Sieh bloß mal, was das für ein lebendiges Tapetenmuster ist!"

Ja — es war sogar so lebendig, daß es sich auf meinen Leib fortgepflanzt hatte und ich mich nur wunderte, daß Erich überhaupt einige Stunden hatte schlafen können. Endlich, endlich wurde es Tag, wir machten auf dem Hof den Brunnen ausfindig, um uns zu waschen, die Taschentücher zum Abtrocknen hatten wir bei uns. Erich suchte nun dem Kutscher begreiflich zu machen, daß er zahlen müsse; wie er es fertig gebracht hat, wird mir ewig ein Geheimnis bleiben — aber es muß doch wohl geglückt sein, und das Geld besaß der Rosselenker offenbar auch, denn wir fuhren los.

Von Tunis aus hatten wir meinem Onkel unsere Ankunft für sechs Uhr des nächsten Tages angezeigt, seinem Scharfsinn überlassend, ob der Morgen- oder Abendstern über diesem großen Ereignis strahlen würde. Erst diesem letzteren war

es beschieden — um acht Uhr tauchten weiße Kugeln auf einer gleichfarbigen Mauer vor uns auf . . . das war die Gräberstätte von Souffe. In der Torecke hockte eine Gestalt, die sich bei unserem Durchfahren blitzschnell erhob, die Hände unter der Brust verschränkte, sich fortwährend bis auf die Erde verneigte und wie ein Besessener unserem Wagen vorauslief.

„Mein Gott," rief ich Erich zu, „hier scheint es nett zu werden, der erste Mensch, der uns begegnet, ist verrückt."

Als wir endlich das Haus meiner Verwandten erreichten, stand jener närrische Kerl unter den andern vor der Tür und verbeugte sich fortwährend tief und feierlich.

„Moppchen," raunte mir Erich zu, „sag doch, daß sie unseren Kutscher zahlen müssen!"

Als ich unter der großen Schar Menschen meinen Onkel glücklich herausgefunden hatte, flüsterte ich ihm bei der Begrüßung zu: „Onkel,

wir haben keinen Pfennig Geld, bitte zahle den Kutscher." Zuerst glaubte er, ich scherzte, als er aber mein verlegenes Gesicht sah, mußte er doch wohl an den Ernst glauben. Es war eine schreckliche Situation für mich, in der ich mich nicht so leicht zurechtfand wie Erich.

Zu meiner grenzenlosen Verblüffung befand sich Erich plötzlich in den ihn umschlingenden Armen einer bärtigen Dame, die ihn nicht loslassen wollte und ihn in französischer Sprache aufs zärtlichste begrüßte . . und seine Hände küßte der närrische Mensch, welcher uns am Tor der Stadt empfangen hatte. Erich stand da wie ein König, welcher seine Gnaden austeilt.

Die temperamentvolle Dame stellte uns der Onkel als seine Frau vor; sie war eine Korsikanerin, eine geborene Casanova! —

Ich habe in der Zeit unserer Anwesenheit nicht verstanden, mir ihre Gunst zu erringen, aber Erich sonnte sich in ihrer Gnade. Onkel sagte uns nun,

daß der Mensch, der uns am Tor empfangen hätte, sein Diener Ibrahim, ein Araber, sei, welcher es sich nicht hätte nehmen lassen wollen, als er von dem erwarteten Besuch gehört, der erste zu sein, der uns begrüßte, und zu diesem Behuf vierzehn Stunden auf der Lauer gelegen hätte.

Ja, dieser brave Ibrahim! Er wurde der „Freund" Erichs, auf Schritt und Tritt begleitete er ihn — — des Nachts. Es war nämlich gerade Ramadan. Am Tage ist da alles still, die Araber fasten, aber sobald um sechs Uhr der Kanonenschuß ertönt, wird es überall lebendig. Zuerst greifen sie zur Zigarette, ehe sie an Essen und Trinken denken. Nachts ist dann ein Leben und Treiben wie auf unseren alten Jahrmärkten.

Erich war schon einige Male mit seinem „Freund" losgezogen, als ich mich mit meinen Verwandten ihm anschloß. Wir kamen in ein großes Zelt, in dem ein Podium aufgeschlagen war, auf dem eine bildhübsche Jüdin stand. Zuerst konnte ich vor

Lärmen nichts sehen und hören, mit Mühe und Not eroberten wir einen Tisch. Und nun begann die schlanke Schöne sich im Bauchtanz zu wiegen, ihr Leib war völlig entblößt, die bunten Lappen malerisch geordnet. Ich bemerkte bald, daß das Mädchen nur einen Mann mit dem Blick festhielt, nur für ihn tanzte, mit einer solchen Leidenschaft und Sinnlichkeit, daß man fühlte, für dieses Geschöpf war außer jenem einzigen die ganze Welt versunken, und dieser einzige war — Erich!

Später erzählte er mir, Ibrahim habe sie miteinander bekannt gemacht, das Mädchen sei nun mal ganz vernarrt in ihn gewesen, trotzdem er nur einige Flaschen Sekt mit ihr getrunken habe. Sie hätten natürlich auch kein Wort zusammen sprechen, sondern sich nur pantomimisch unterhalten können . . .

Drei Wochen waren so anregend vergangen, während deren Erich in heißer Sehnsucht auf das

bestellte Geld wartete. Er konnte es einfach in Souffe nicht mehr aushalten, und so faßte er den männlichen Entschluß, dem Onkel in seinem Privatkontor eine Extravisite abzustatten, der auch ich aus Vorsicht beiwohnte.

Onkel war ein Großindustrieller in der Metallbranche. Er hatte vor Jahren für die französische Regierung die Wasseranlagen gebaut und besaß am Platz nach Landesart den größten Basar, in dem einfach alles auf diesem Gebiet zu haben war; besonders Lampen einer neuen, vorzüglichen Konstruktion hatte er auf Lager. Eine solche erfreute uns täglich in unseren Räumen, im angenehmen Gegensatz zu unserem Berliner Heim, wo Helle und Geruchlosigkeit nicht zu erreichen waren.

Und Erich sprach: „Lieber Herr Heßler, ich hätte eine große Bitte, wollen Sie mir nicht das Reisegeld vorschießen, damit das blödsinnige Warten ein Ende hat und wir uns wieder einschiffen können? Selbstverständlich sende ich es von

Berlin aus sofort zurück und bin zu Gegendiensten gern bereit."

Onkel zögerte mit der Antwort, dann meinte er: „Gegendienst? Das ließe sich hören. Hätten Sie nicht einige Beziehungen zu wirklich großen Firmen, mit denen ich in Verbindung treten könnte?"

Erich erwiderte lachend: „Ja, wenn ich Kaufmann statt Dichter wäre! — Doch halt, Moppchen, ich habe eine Idee, wir lassen uns eine ganze Kiste von diesen famosen Lampen kommen, und jeder unserer Bekannten muß eine kaufen, so an die fünfzig Stück bringe ich bequem unter."

„Aber, Erich, du kannst doch unmöglich mit den Lampen handeln gehen?"

„Ach, sei doch nicht so schwerfällig! Ich lade an einigen Abenden meine Freunde zu einem guten Glas Wein ein, wobei sie dann die neue Lampe bewundern, die ich für uns mitnehmen werde ... Na ... und das andere findet sich dann von selbst."

„Lieber Erich, da wird doch ein einziger Abend mehr kosten, als der Erlös der Lampen einbringt — kaufmännisch gedacht ist das gerade nicht."

„Nein, Moppchen, immer wieder diese spießige Sparsamkeit, du hast eben gar keinen Blick für das Große! Nicht fünfzig, nein hundert Stück bringe ich an, denke doch an die Zahl meiner Freunde! Sami Fischer braucht fürs Bureau Lampen; Paul Scheerbart für seinen Phantastenverlag; die Sammetbrüder! Jeder muß eine kaufen . . . Wer weiß, das Geschäft rentiert sich vielleicht noch großartiger als das Dichten."

Ich war einverstanden, was hätte es mir auch bei Erich genützt? Hatte er sich etwas in den Kopf gesetzt, so setzte er es durch, es mochte biegen oder brechen. Übrigens wurde er schließlich vor diesem finanziellen Unternehmen dadurch bewahrt, daß dieselbe Lampe in Berlin einfach streikte, obwohl er sie selbst besorgte — oder lag es eben daran?

Die Hauptsache war zunächst, daß wir wieder

im Besitz einer Summe Geldes waren. Wir traten die Reise zu Wasser an. Leider auf einem italienischen Kasten, der uns nach Marseille brachte. An diese Fahrt haben wir noch lange zurückgedacht.

Hinter Karthago zeigten sich kleine weiße Schaumkämme, „Widder" von den Matrosen genannt, die uns Sturm kündeten. Tunis verließen wir sechs Uhr abends. Beim Nachtmahl klapperte das Geschirr schon bedenklich, und es war ein Kunststück, einen Bissen zum Munde zu führen. Erich verschwand nach dem Speisen auf die Kommandobrücke, wo er sich mit ein paar Flaschen Burgunder niederließ. Ich war auf Deck gegangen und beobachtete angstvoll die Wellen, welche unser Schiff bergehoch emporhoben und dann wieder in den Abgrund versenkten. Der Sturm schwoll an, die Wogen gingen hoch über Bord, da ließ sich Erich in die Kabine hinunterbegleiten; der Spaziergang kostete ihm seinen Hut!

Als „Alle Passagiere von Bord" kommandiert wurde, kroch ich auf allen Vieren zu unserer Kabine; während ich den Riegel zurückschob, warf mich eine schlingernde Wellenbewegung vor mein Bett in die Knie. Ich stützte die Ellbogen auf, aber jeder Versuch, mich aus dieser Lage aufzurichten, war vergeblich, und so verbrachte ich die ganze Nacht in derselben Stellung. Das Heulen des Sturmes wurde immer entsetzlicher, in den Gängen des Schiffes lagen die Menschen laut betend auf den Knien, immer furchtbarer wurde das Getöse. Erich schlief den Schlaf des Gerechten. Ein Atemholen des Sturmes trug mir die friedlich schnarchenden Töne meines Gatten zu — ich beneidete ihn ehrlich! Gegen Morgen gab es einen gewaltigen Ruck, ein Krachen und Splittern, daß ich das Ende gekommen glaubte. Diese Erschütterung beförderte denn auch Erich aus dem Bett — neben mich. Verwundert über die Situation, fragte er erstaunt:

„Bist du denn nicht zu Bett gegangen?"

Ich erzählte ihm von meinem fruchtlosen Bemühen.

„Ach was, versuch's nur, ich helfe dir!"

Er half — nun aber lagen wir beide platt auf dem Boden.

Unter uns wurden die Pferde, die in großen Mengen verladen waren und sich losgerissen hatten, von einer Wand zur andern geschleudert, so daß nur die Hälfte am Leben blieb.

In jenen Stunden der Angst und des Entsetzens war mein einziger Trost, daß mein Mann bei mir war und mit ihm all mein Besitz.

So harrte ich getrost der letzten Minute. —

Als wir den Fuß auf das Land setzten — Erich mit bloßem Kopf —, meinte er: „Wir können froh sein, daß wir weiterleben dürfen. Ich habe nicht geglaubt, daß wir heil davonkommen, ich war auf das Ende vorbereitet."

„Ja," antwortete ich, „ich auch. Ich war nur froh, daß du bei mir warst."

„Na, da kann man wieder einmal sehen, wie die Frauen egoistisch sind! Ich dachte fortwährend: wenn doch mein Moppchen wenigstens nicht dabei wäre!“

Jedesmal, wenn Erich herumsaß und seufzte und stöhnte, oder recht lieb und freundlich war — das letztere war das Verdächtigere —, wußte ich, es war etwas mit ihm, und zwar immer ein Etwas, welches zum Schluß auf meinen Schultern sitzen blieb.

„Also Erich, los, was ist es?"

„Ach nichts, Moppchen, wirklich nichts."

Dabei war er unsäglich verlegen.

„Aber Erich, nun sag doch schon, ich lese es dir ja vom Gesicht."

Er schwenkte ab und sagte:

„Komm, wir wollen spazieren gehen, mein liebes Moppchen."

Ich war im Nu fertig. Eben aus dem Haus tretend, pfiff er dem ersten Kutscher an der Karl-

straße „zum Spazierengehen". Erich rührte sich nicht von der Stelle, er mußte vor unser Haus fahren, und das Losungswort war dann — „Kempinski"!

Behaglich wie nach schwerer Arbeit lehnte er im Wagen und schmunzelte mich vergnügt an.

„Na, Moppchen, nun hast du mal wieder deinen Willen!"

Der Geschäftsführer von Kempinski verschaffte solchem alten guten Gast einen leeren Tisch — denn lieber ging er aus dem Lokal, ehe er sich zu anderen Menschen setzte —, und so saßen wir, ich erwartungsvoll und er wichtig die Weinkarte prüfend.

„Also Sekt, Kellner!"

„Na, Erich, nun sag es endlich, denn du weißt, deine — „Bekenntnisse" haben trotz ihrer Endlosigkeit für mich immer wieder Überraschungen."

„Na ja, mein liebes, goldenes Moppchen, hör zu und sei mal recht vernünftig! Neulich abends

will ich zum ‚Verbrechertisch' bei Stallmann gehen .. an der Ecke Karl- und Friedrichstraße sehe ich vor mir eine große, schlanke Erscheinung mit kurzem Haar und rundem Strohhut.

Plötzlich nimmt ihr der Wind den Hut, der mir direkt vor meine Füße fliegt: ich sehe ein reizend geformtes Köpfchen, als sie sich zu mir wendet, ein entzückendes Kindergesicht . . . so ganz jung . . . weißt du, höchstens 16 Jahr.

Wir kommen natürlich gleich ins Gespräch, und sie sagt mir, sie hätte Appetit . . . und so lade ich sie ein . . . Die Garderobe sah ja freilich nicht gerade sehr repräsentabel aus — aber ich wählte das Pschorrbräu, da kam es nicht so genau darauf an, und nun erzählte sie. —

Die Hauptsache aber — ich hörte sie das zweite Beefsteak bestellen und hatte nicht gerade viel Geld bei mir, bekannt war ich dort auch nicht, und so ließ ich mir erst einen Dienstmann kommen und schickte zu dir — denn du hast ja immer noch

Geld, wenn meines lange alle ist — das wußte ich, und richtig, der Dienstmann brachte mir auch 20 Mark."

„Erich, du schriebst mir doch, die 20 Mark wären für etwas sehr Dringendes?"

„Na ja, sieh mal, das war doch dringend genug, du wirst es gleich hören — — —

Also sie ist eine Waise aus der Provinz . . . Fräulein von Burg heißt sie!"

„Ach nee, wirklich, Erich?"

„Herrgott, Moppchen, wenn ich's dir sage! — Sie war nach ihrer Eltern Tode zum Vormund gekommen, sie ist sehr vermögend, der Vormund verwaltet das Geld, aber sie hatte es dort so schlecht, daß sie sich stets fortsehnte. Nun lernte sie einen jungen Mann kennen, der sie verführte, mit sich nach Berlin nahm und hier verließ . . . so steht sie da, ohne Geld — denn der Vormund will nichts herausgeben . . . und . . . und . . . ja, Moppchen, wir müssen ihr helfen, unbe-

dingt helfen, sonst geht das arme junge Ding vor die Hunde."

„Gewiß, Erich, aber sag, wovon hat sie denn gelebt, seit der Mann sie verlassen hat?"

„Ja, das weiß ich auch nicht. Ich glaube, sie sprach davon, daß sie alle Sachen versetzt hat. — Überhaupt, Moppchen, sei doch nicht so gründlich, das sind ja Nebensächlichkeiten — die Hauptsache ist, daß sie da rauskommt — sie wohnt im Norden bei einer Wirtin . . na, du kannst dir ja schon denken . . Und siehst du, da hab' ich ihr nun gesagt: ich habe eine sehr gute, verständige Frau, die wird morgen zu Ihnen kommen . . mit der können Sie alles besprechen, sie wird schon Rat wissen."

„Und Erich — wie denkst du dir das praktisch?"

„Ganz einfach . . wir nehmen sie zu uns . . baden sie zuerst, ziehen ihr etwas Anständiges an, behalten sie so lange bei uns, bis ich den Kerl — den Vormund — durch einen Rechtsanwalt zwinge,

Geld herauszugeben. Dann kann sie was lernen — und bis dahin behüten wir sie!" —

„Gut, Erich. Und ich soll hingehen und sehen und hören, ob alles richtig ist, ob alles stimmt?"

„Ja, mein goldenes Moppchen, das sollst du!"

Dabei nahm er meine Hände und streichelte sie zärtlich.

Man mag nun glauben, er hätte irgendwelche frivolen Gedanken mit diesem Plan gehabt, oder er hätte sich etwas Besonderes dabei gedacht, als er mir zumutete, zu diesem Mädchen zu gehen . . aber Gott bewahre, er dachte sich absolut nichts dabei, seine Arglosigkeit und Noblesse war so groß, daß er gar nicht fühlte, was er verlangte.

Daß dieses junge, sechzehnjährige Ding seine Leichtgläubigkeit benutzte, um ihn hinters Licht zu führen, war mir freilich selbstverständlich . . und doch kam mir, bei seinem grenzenlosen Vertrauen zu mir, nicht der Gedanke, seine Bitte unerfüllt zu lassen.

„Nun gut, Erich, morgen früh werde ich hingehen!"

„Ja, Moppchen, so sagte ich ihr auch, daß sie dich um 11 Uhr erwarten sollte . ."

„Und, Erich, . . . wenn nun alles Schwindel ist?"

„Ach, ich verlasse mich auf dich, entweder es ist so, wie sie gesagt, oder es war eben nichts. — Prosit, mein Moppchen!"

Am anderen Vormittag machte ich mich auf den Weg.

Müllerstraße!

Als ich an das Haus kam, sah ich eben im zweiten Stock blitzschnell einen kurzgeschnittenen Kopf vom Fenster verschwinden. Aha, das Fräulein von Burg. —

Ich stieg die Treppen empor, oben erwartete sie mich.

„Sie sind die junge Dame, die mein Mann gestern kennen lernte?"

„Ja."

Sie führte mich durch eine Küche, wo viele Windeln hingen und ein Säugling jämmerlich schrie . . Eine Frau stand da, die sich lächelnd ihre schmutzigen Hände abrieb, und es herrschte ein furchtbarer Geruch.

Wir kamen in ihr Zimmer . . . ein Bett, ein alter Schrank, ein paar billige Kolportage-Druckbilder, Vertikow, über das alte, zerschlissene Sofa ein gehäkeltes Deckchen mit großen Löchern gebreitet. Sie bat mich, auf dem Sofa Platz zu nehmen, ich setzte mich aber vorsichtshalber auf einen Stuhl, dessen ehemaliges Rohrgeflecht jetzt nur noch ein einziges Loch bildete.

„Liebes Fräulein, nun erzählen Sie mir einmal Ihre ganzen Verhältnisse. Wenn wir Ihnen helfen sollen, muß ich klar sehen, denn das, was Sie meinem Mann gesagt haben, das stimmt ja wohl nicht ganz?"

Sie machte eine Bewegung, ich beruhigte sie

und fuhr fort: „Helfen wollen wir Ihnen doch auf alle Fälle, auch wenn alles anders ist. Nur jetzt . . zu mir . . seien Sie ehrlich, erzählen Sie ruhig, damit man weiß, wo wir anfangen können."

Sie war stumm und schien enttäuscht.

Um überhaupt vorwärtszukommen, fing ich an:

„Fräulein von Burg heißen Sie doch nicht?"

„Nein!"

„Geld bei Ihrem Vormund haben Sie auch nicht?"

„Nein!"

„Na," sagte ich beruhigend, „das schadet alles nichts, es ist ja so begreiflich, daß Sie einem Unbekannten nicht gleich die ganze Wahrheit sagen . . aber haben Sie nur Zutrauen zu mir!

Sie haben erzählt, Sie hätten, seit der Mann Sie verließ, von dem Versatz Ihrer Sachen gelebt. Bitte, geben Sie mir die Scheine, wir lösen sie ein."

Ich sprach zu ihr in einem Ton, der beruhigen mußte, aber ich merkte bald, daß mein Argwohn

begründet war. Trotzdem hatte ich die ehrliche Absicht, ihr zu helfen, denn sie war noch sehr jung, obwohl den Zügen ein trauriger Stempel aufgedrückt war; aber ich wollte helfen — wenn . . . sie sich helfen lassen wollte.

Sie sagte hastig: „Ich hole die Versatzscheine!" und ging schnell hinaus in die Küche.

Ich wartete und saß lange — die Luft war zum Ersticken muffig, der Geruch vom Trocknen der ungewaschenen Windeln erregte mir Ekel, ich bezwang mich aber. Als eine Viertelstunde vergangen war, trat ich in die Küche, in der das Weib das Kind stillte, und fragte, wo denn das Fräulein geblieben sei. Die Frau legte das Wurm hin, drängte mich in das Zimmer zurück und sagte: „Sie traut sich nicht . . . sie hat nämlich die Scheine verloren!"

„Ja, mein Gott," meinte ich, „da ist doch weiter nichts dabei, das kann doch jedem passieren, rufen Sie das Fräulein nur herein."

Sie kam — und erzählte nun, was schon vorher zu wissen nicht schwer gewesen war. Es war alles Lüge, jedes Wort, was sie Erich gesagt hatte.

Sie müsse jede Nacht fortgehen, und wenn sie kein Geld mitbringe, bekäme sie von ihrer Wirtin nichts zu essen.

„Und warum haben Sie meinem Mann dieses Märchen erzählt? Sie wünschten, er solle Ihnen die Hilfe lieber in Form von Geld anbieten?"

Sie nickte.

„Liebes Fräulein, was gewesen ist, ist schließlich gleichgültig. Ich will Ihnen was sagen: Kommen Sie morgen zu uns, bleiben Sie bei uns und dann wird alles gut werden, wenn Sie wirklich selbst wollen —"

Ich ergriff ihre Hände, sie tat mir so leid in diesem Augenblick, aber ängstlich sah sie nach der Tür und sagte leise: „Die Frau wird mich nicht weglassen, sie behält meinen Koffer . ."

„Lassen Sie vorläufig die Sachen ruhig hier. Wir erwarten Sie morgen vormittag, wie Sie stehen und gehen. Wollen Sie kommen?"

Sie nickte. Ich reichte ihr die Hand und ging, eine innere Stimme sagte mir, daß mein Gang vergeblich gewesen war.

Erich erwartete mich mit Spannung, und ich berichtete ihm jedes Wort.

„Und glaubst du, daß sie kommt, Moppchen?"

„Nein, du, mein liebes, großes Kind, sie hat keine Kraft mehr, sich aufzurichten . . sie hat Furcht vor geregelten Verhältnissen."

„Na, dann eben nicht. 's ist schade, sehr schade, sie hatte so 'n niedliches Köpfchen!" Und nach einer Weile, ganz leise, wie für sich selbst: „Ich werde doch auch nie alle!"

Eulenspiegelstreiche

Über nichts konnte sich Erich mehr ärgern, als wenn man ihm die Augen öffnen wollte. Er wollte nicht sehen.

Alles, was ihm häßlich oder gar unbequem erschien, räumte er aus seinem Weg. Wenn ich so manches Mal beobachtete, wie man seine Güte mißbrauchte, seine Leichtgläubigkeit benutzte, sagte ich: „Ja siehst du denn nicht, was das für Menschen sind?"

„Gewiß sehe ich es, aber ich will das, was mir an ihnen mißfällt, nicht sehen ... Ach, weißt du, Moppchen ... der spielt gut Schach ... und jener erzählt so witzig seine Erlebnisse ... und der ... ja der unterhält mich gut. So nehme ich mir von jedem das, was mir behagt, und ich stehe mich gut dabei."

„Aber Erich, der H. pumpte dich doch um tausend Mark an, die bekommst du doch nie wieder ..."

„Nein, das glaube ich auch nicht, aber ... der Kerl amüsiert mich, wie genial der mich angepumpt hat. Solche Menschen sind Genies — man muß sie unterstützen. — Was tut das Geld! Was ist überhaupt Geld? Er hat mir mehr gegeben."

Wir sind in Venedig und baden täglich draußen am Lido. Eines Tages erblicke ich am Grund des Wassers durchsichtige Quallen, die sich zwischen den Füßen ganz schnell fortbewegen. Ich schrie auf, da ich fürchtete, auf die schlüpfrigen Dinger zu treten, und ging am anderen Tag nur noch mit Badeschuhen ins Wasser, die aber so schwer waren, daß sie mich am Schwimmen hinderten.

Als Erich das bemerkte, meinte er: „Zieh doch die plumpen Schuhe aus!"

Ich sagte ihm den Grund für dieses Toiletten-

stück, worauf auch seine Augen für den lebendigen Meeresgrund sehend wurden.

Wütend erwiderte er mir: „Nun kann ich auch nicht mehr ins Wasser gehen, denn nun denke ich fortwährend, daß die Tiere an mich kommen; du hast mir nun das schöne Vergnügen vergällt."

„Ja, Erich, hast du denn die Quallen nie bemerkt?"

„O doch, aber ich wollte sie nicht sehen und an sie denken, und sie störten mich auch nicht, nun aber, wo du sie mir noch extra gezeigt hast, fürchte ich mich." —

In Rom speisten wir täglich in dem gleichen Lokal. Es war eine unserer ersten Italienreisen, und Erich hatte sich noch nicht so an die Sitten und an den Schmutz des Landes gewöhnt — verhältnismäßige Sauberkeit umgab uns, aber ich hatte das Pech, daß meine Augen die der beliebten „guten deutschen" Hausfrau waren, welche so ungerecht

war, die gewohnten Verhältnisse, vor allem Sauberkeit, auch im gelobten Lande Italien zu verlangen!

Als wir schon einige Tage dort unser Mittagsmahl eingenommen hatten, meist Huhn mit Nudeln, von Erich eigens bestellt, da wir beide die Speisekarte noch nicht zu lesen vermochten, ging ich hinaus, um den Hof zu suchen. Der Kameriere folgte mir und winkte freundlich, in die Küche einzutreten. Zögernd — da ich glaubte, er verstände meinen Wunsch nicht — folgte ich — und — in der Küche — in einer Ecke, wo der Koch unser Huhn tranchierte, — war — die Toilette.

Leichenblaß kehrte ich zu unserem Tisch zurück. Erich glaubte, es sei mir etwas passiert oder ich sei krank. Er bestellte sofort einen Kognak — sein Universalmittel für alle meine Schmerzen — ich erzählte ihm, wo ich den stillen Ort fand!

„Himmel Herrgott noch einmal, die Weiber, diese Weiber! Jetzt können wir hier auch nicht mehr essen, und der Vino Nero war so gut!" —

Tief entrüstet langte er nach seinem Hut.

„Erich, wußtest du denn nicht . . ." fragte ich zaghaft.

„Ach freilich, aber ich ließ den Gedanken eben gar nicht in mein Hirn eindringen, ich wollte es nicht wissen. Nun aber raus!" —

Ein anderes Mal fuhr er allein nach Rom, und so er eine Reise tat, so konnte er was erzählen.

Er erzählte mir also auch, wie entzückend die kleine Laura gewesen sei. Eine Fabrikarbeiterin. Wie er sie eingekleidet hätte, um mit ihr ausgehen zu können, wie das Kleid, die Wäsche, die Stiefeln so viel einfacher gewesen seien als meine, und er doch so viel mehr dafür gezahlt habe, als meine Kleidung je gekostet.

Zu Beginn der nächsten Reise neckte ich ihn mit Laura.

„Ach, Moppchen, wenn sie nur nicht inzwischen eingesteckt ist!" sagte er wehmütig.

GEORGE MARK ELLIOTT LIBRARY
The Cincinnati Bible Seminary

„Ja mein Gott, mauſt ſie denn?“

„Ja — und rieſig drollig! Aber ſie hatte kein Talent, ich beobachtete ſie immer, wenn ſie an meiner Weſte einen Knopf annähte.“

„Knopf annähte? Hatteſt du denn ſo viel abgeriſſene Knöpfe?“

„Ach nein, das nicht — aber Laura ſuchte es mir einzureden, du weißt ja, daß ich das Geld ſtets loſe in den Weſtentaſchen trage. Die erſte Zeit merkte ich, es fehlte mir ſtets Geld, wenn nach ihrer Meinung ein Knopf fehlte . . . ſchließlich wurde es mir aber zu dumm, ich erinnerte mich dann deiner Methode zur Zeit unſeres diebiſchen Dienſtmädchens und ſchrieb mir die einzelnen Stücke auf — aber — ich tat es nur einmal, es kam mir ſo hinterliſtig — ſo gemein vor . . und da ließ ich ihr endlich das kindliche Vergnügen, mich zu betrügen.

Nie hätte ich das ſchöne Verhältnis ſo unzart ſtören mögen.“

Die Biersuppe

Hatte ich das Unglück, krank zu sein, so war Erich der liebenswürdigste Pfleger. „Kann ich dir denn gar nichts tun, mein liebes, goldenes Moppchen?" fragte er dann wohl, wenn er das Mädchen ausgeschickt hatte. „Hast du gar keinen Appetit? Willst du nicht etwas essen? Soll ich dir etwas kochen?"

„Erich," lachte ich, „du weißt ja nicht einmal, wann das Wasser kocht."

„Na, das sagst du mir! Auf was hast du also Appetit?"

Ich sagte: „Biersuppe möchte ich!" und erklärte ihm, daß Wasser, wenn es kocht, brodelt, und da es eine Krankensuppe sei, zwei Eier darin besser seien als eines.

Mit dieser Weisheit ausgerüstet, verschwand

er riesig vergnügt, und ich hörte ihn in der Küche hantieren, als ob für sechs Personen ein Diner angerichtet würde.

Unter Klappern und Quirlen rief er mir immer zu: „Du, es kocht gleich!"

Plötzlich ein Schrei . . . er stürzt zu mir und weint — das große Kind hatte sich die Nase verbrannt!

Es war ein komischer Anblick. Jammernd rieb er sich die rotgefärbte und geschwollene Nase. Auf meine Frage, wie er denn das Unglück angerichtet, meinte er: „Ich hob vorschriftsmäßig den Deckel des Topfes auf, um es sieden zu sehen, und da mir das trotzdem nicht gelang, steckte ich meine Nase noch tiefer hinein. Na, willst du nun noch mehr wissen?"

Des Schmerzes an seiner Nase nicht achtend, arbeitete er dann aber an der Biersuppe weiter und brachte sie mir nach zwei Stunden, glühend vor Begeisterung über sein Werk, an mein Bett.

In dieser Suppe stand der Löffel kerzengerade. Ich betrachtete mißtrauisch den Brei und wagte nichts zu essen. Sein glückstrahlendes Gesicht und sein eifriges Zureden, daß sie sehr kräftig sei, bewogen mich endlich dazu.

Nach getaner Arbeit lächelte er mich an: „Nicht wahr, die war doch sehr gut? Nun kannst du sicher morgen wieder aufstehen, ich habe sieben Eier statt zwei darangetan!"

Der bunte Schnurrbart

Als ich ein andermal zu unfreiwilliger Betthaft verurteilt war und alle seine Witze kein Lächeln bei mir hervorzulocken vermochten, verschwand er endlich in das Nebenzimmer; und es blieb still, sehr still — jene unheimliche Ruhe, die bei ihm immer eine Dummheit im Gefolge hatte, genau wie bei kleinen Kindern, welche unbeaufsichtigt bleiben — und richtig, da trat er an mein Bett, mit einem Schnurrbart, dessen eine Hälfte rot und die andere blau gefärbt war! Ich lachte Tränen. Mit diesem Schnurrbart mußte er drei Tage das Zimmer hüten, so echt war die Farbe.

Silvesterspaß

Zu Silvester hatte Erich einmal einige Freunde geladen, die aber erst gegen zehn Uhr kommen sollten. Er selbst war am Abend sehr zeitig verschwunden und wollte vor den Gästen zurück sein. Aber es kam anders. Der Hausherr erschien erst wenige Minuten vor zwölf Uhr, gegen das Gesicht ein Taschentuch gepreßt. Er könne es vor Zahnschmerzen nicht aushalten — meinte er.

Zwölf Uhr! Allgemeines Gläserklingen, Beglückwünschen . . .

Erich tritt mit erhobenem Glase zu mir, und mich küssend entfernt er rasch das Tuch und verkündet strahlenden Antlitzes: „Moppchen, ich wollte dir zum neuen Jahr eine große Freude bereiten, ich habe mir den Schnurrbart abrasieren lassen!"

Da gelobte ich ihm, ihn nicht eher zu küssen, als bis der Schnurrbart wieder gewachsen sei, so schrecklich verändert fand ich ihn!

Otto Erich als Erzieher

Zehn Jahre wohnten wir in der Karlstraße in Berlin, und in diesem Zeitraum haben unzählige Menschen unser Haus betreten, Menschen, an deren Gewohnheiten ich mich nur sehr langsam gewöhnen konnte.

Einer von ihnen hieß Peter Hille. Ein Mann mit langen blonden Haaren, feinem, blassem Gesicht, in einen Havelock gehüllt, von dem er sich nie trennte, weil nur das Hemd darunter war, wie ich später feststellte.

Stets drückte mir ein unsichtbarer Geist die Bürste in die Hand, um, wenn ähnlich genügsam gekleidete Menschen uns verließen, die Spur ihres Daseins von meinen Polstern zu entfernen.

Seife und derlei Kulturgegenstände waren bei Peter Hille nicht zu finden; da er nie ein festes

Heim hatte, waren diese Dinge ihm nur lästig. Das ging so weit, daß Erich schließlich meinte, er müßte ihn zur Reinlichkeit erziehen!

Also — Otto Erich als Erzieher!

Er kaufte ihm einen Koffer, Wäsche und andere notwendige Sachen, besuchte mit ihm das Bad, überlieferte sein Haupt einem Friseur und mietete ihm endlich auch eine Wohnung. Am Abend saßen sie noch lange zusammen, und als sich Peter Hille verabschiedete, lieh er sich von Erich ein Pack Bücher, klemmte sie unter den Arm und verschwand.

Erich schärfte ihm noch ein, doch ja gleich nach Hause zu gehen, und schlief selbst mit dem befriedigenden Bewußtsein ein, einen Menschen in geordnete Verhältnisse gebracht zu haben.

Das war am Dienstag gewesen, Mittwoch und Donnerstag hatte Erich seine „häusliche Tour", und so wurde es Freitag, ehe er die Straße wieder betrat, um mit mir „spazieren" zu gehen, wie er es so unschuldig nannte.

Als wir in die Friedrichstraße einbogen, wer — was kommt uns entgegen? Peter Hille — mit dem nämlichen Bücherpaket unter dem Arm, wie er uns verlassen hatte; nur der Kragen hatte an Weiße eingebüßt, und sein Gesicht sah genau wieder so verwildert aus, wie zuzeiten vor Erichs Erziehungsversuch.

„Ja, Peter Hille, wo kommst denn du her?" störte ihn Erich aus seinen Träumen auf.

Weltverloren sah er vor sich hin, und erst auf die erstaunte Frage: „Bist du denn nicht zu Hause gewesen? Du hast ja die Bücher noch genau so unterm Arm", meinte der Peter leise:

„Ja, lieber Otto Erich, ich fand meine Wohnung nicht, und da bin ich noch ein klein wenig spazieren gegangen."

„Wo hast du denn geschlafen?"

„O, im Tiergarten, auf einer Bank. Es schläft sich ganz gut da!"

Da gab Erich sein Amt als Erzieher auf.

Die Exmissionsklage

Erich hatte ein Bühnenwerk angefangen, doch war nun schon eine längere Pause eingetreten, als ich ihn leise mahnte, das Stück zu vollenden, da es zum versprochenen Termin fertig sein müsse. Er erwiderte, „daß er sein Pensum nicht so herunter arbeiten könne wie Schuster und Schneider." Darin stimmte ich mit ihm überein, riet ihm jedoch, sich wenigstens das Einkommen dieser Handwerker zu verschaffen, da er doch essen und vor allem trinken wolle.

Das überzeugte ihn!

Er setzte sich nun wenigstens an seinen Schreibtisch, ordnete umständlich und mit peinlicher Genauigkeit seine Utensilien, nahm sein Manuskript zur Hand und begann zu schreiben — oder täuschte ich mich? Da ich ihn wohlgeborgen wußte, ließ ich ihn allein, um jede Störung von außen zu verhindern.

Nach einiger Zeit fand ich ihn noch ebenso unbeweglich vor dem Papier sitzen. Plötzlich warf er das Buch auf den Boden und knirschte zwischen den Zähnen: „Verdammt . . so geht es nicht . .“ Als seine Augen meinen traurigen Blick trafen, sagte er: „Ich kann nicht weiter, Moppchen, heute noch nicht . . . laß mir nur Zeit, dieses Komödieschmieren ist gar nicht so leicht!“

Als es bald darauf an der Tür läutete, atmete er erlöst auf, begrüßte Frank Wedekind mit strahlender Freude — und verschwunden waren beide! —

Einige Tage später packte ihn das Arbeitsfieber: er durchschritt gestikulierend das Zimmer und schrieb. Schrieb wirklich.

Ich war sehr froh. Solche Tage waren selten und mußten heilig gehalten werden: ich schlich zur Korridortür, um etwa ankommende Freunde abzuweisen, natürlich im zartesten Piano, denn trotz aller Vertiefung in die Arbeit war ihm jeder Vorwand recht, um ihr zu entfliehen.

Also tiefe Stille . . .

Plötzlich tönt von Anfängerhänden eine fröhliche Tonleiter zu uns herauf — „bing — bing — bing — bing!“ Und bald darauf, ungelenk und brüsk zugleich: „Du bist verrückt, mein Kind!“

Schwerer Ahnungen voll öffne ich seine Tür und sehe ihn mit wilden Augen durch das Zimmer rasen: „Da hörst du's, man will nun mal arbeiten, hat Stimmung, Einfälle — und nun solch ein blödsinniges Üben. Geh hinunter und sag der Gans, daß ich ihr das Genick umdrehe! Für heute ist's aus, da soll der Teufel weiter dichten!“ Und schon halb auf der Treppe, rief er mir noch zu, ihn bei Stallmann abzuholen.

Unsere kunstbeflissenen Mitbewohner versprachen mir hoch und heilig, seine Arbeitsstunden von fünf bis sieben künftig zu respektieren. Aber der gute Geist war verscheucht, das arme Stück wollte und wollte nicht vorwärts kommen. Immer starrten mir die weißen Blätter entgegen, und in des Schreib-

tisches Tiefen rang eine ganze Schar halbfertiger Gestalten dem Leben und der Vollendung entgegen — da schwor ich mirs zu, dieser Tragödie sollte ein besseres Los erblühen. —

Eines Nachts erwartete ich ihn bei einer kalten Sektflasche, das wirkte immer befruchtend auf seine Stimmung.

Das Erstaunen über das festliche Interieur war denn auch groß.

„Donnerwetter, Moppchen, das nenn ich fesch, du bist die Krone der Frauen!"

„Ach, Erich, ich hatte so großen Appetit auf Sekt, da erwartete ich dich eben!"

Arglos wie ein Kind freute er sich über die glänzende Idee. Wir plauderten angeregt, unmerklich leitete ich seine Gedanken auf die harrende Arbeit, er merkte gar nicht, wie er sich immer mehr vertiefte, ich malte ihm so meine Ideen davon, und er baute inzwischen am Werk — da hatte ich ihn, wo ich ihn haben wollte, seine Gedanken waren

konzentriert — ich bot ihm gute Nacht und verschwand.

Nicht wie sonst ließ er sich von mir zu Bett bringen, „er müßte noch aufbleiben!"

Am Morgen kam er mir strahlend entgegen und zeigte mir das Ergebnis der Nacht.

Es ging nun tüchtig vorwärts, bis eines Tages in sein fruchtbares Schaffen wieder das nervenkitzelnde „bing — bing — bing — bing" klang.

Da sprang er auf und paukte wütend mit dem Stuhl eine geraume Zeit lang auf den Boden. Die Arbeitslust war geschwunden, er nahm seinen Hut und stürmte wie ein Rasender davon.

Kurz vor zehn Uhr sandte er mir einen Dienstmann mit dem Ersuchen, zur Hütte zu kommen. Ich fand ihn, hastig ein Pilsener nach dem anderen trinkend . . und mit der Zahl wuchs seine Wut, er redete und trank sich immer tiefer hinein.

Endlich lotste ich ihn nach Hause, Karlstraße 32, drei Treppen — in der zweiten Etage angelangt,

blieb er vor „jener" Tür stehen und bearbeitete sie in wachsendem Zorn mit dem Bleiknopf seines Spazierstocks, immer wieder von neuem ausholend, indem er bei jedem Schlag rief: „Ihr Bande, laßt ihr mich am Tage nicht arbeiten, lasse ich euch nachts nicht schlafen!"

Er war wie rasend.

Endlich hatte ich ihn oben, doch da feierte seine Wut auf unserem alten Klavier Orgien, durch die geöffneten Fenster schallte es in die tiefe Stille der Nacht.

Vergeblich bat und weinte ich — er schrie mich an: „Ja, du hältst es noch mit dieser Bande." —

Doch auch der Sturm ebbte ab, bis — bis wir zwei Tage später die Exmissionsklage erhielten. Binnen kurzer Frist sollten wir die Wohnung räumen. Miete war eben bezahlt, die schöne Wohnung zu verlassen, lag absolut nicht in Erichs Absicht. Die wunderbare Aussicht auf den Park der Tierarzneischule, die ansonsten um uns herr-

schende Ruhe und die billige Miete waren Dinge, die selbst Erich eingingen; Geld zum Umzug war überdies nicht da und eine passende Wohnung noch viel weniger.

Jetzt war er ganz verzweifelt, und ich konnte mich eines schadenfrohen Gefühles nicht ganz erwehren, ich lachte im stillen zu seinen Klagen.

„Also, Moppchen, du mußt die Sache wieder einrenken. Ich ziehe auf keinen Fall aus. Geh zu dem Wirt, gehe zu den Leuten hinunter, geh zu wem du willst — aber ich bleibe in meiner Wohnung."

Was blieb mir übrig, als „bitten" zu gehen? Ich tat es mit schwerem Herzen, denn das Recht lag nicht auf unserer Seite!

Als ich dem Wirt gegenüberstand, wollte er mich in dieser Sache überhaupt gar nicht erst anhören, „das sei ja ganz toll, ob mein Mann denn aus dem Irrenhause entsprungen wäre, solche Leute müßten raus — und überhaupt, da

müßte doch wenigstens die Frau so viel Einfluß haben . . ."

Ich lächelte. Einfluß —!

Er wollte sich durchaus auf nichts einlassen, aber schließlich mußte ich ihm doch wohl leid tun oder irgend sonst etwas stimmte ihn milde — er änderte den Ton und fragte: „Ja, was hat denn Ihr Mann eigentlich für ein Geschäft?"

Als ich entgegnete, daß er Schriftsteller sei und diese und jene Novelle geschrieben habe, meinte er überrascht: „Ach, da hat Ihr Mann wohl auch den famosen Hosenknopp gemacht? Dabei hab ich nämlich Tränen gelacht . . dem muß man was zugute halten."

Wir durften also bleiben. —

Als ich Erich das Ergebnis meiner Unterredung mitteilte, meinte er lachend: „Das hab ich doch wieder fein gemacht, Moppchen, da siehst du, was ich für'n Mordskerl bin."

Römische Wäsche

Erich war in Rom — wieder einmal, und mein irdischer Teil weilte in Wiesbaden. Eine Woche lang zeigte er mir schon täglich telegraphisch seine Ankunft an, — es war das so eine Art Depeschenkoller, der ihn zuweilen überfiel. Leider sei aber seine Wäsche noch nicht vollzählig von der Wäscherin zurück.

Diese Art der Verzögerungen war mir nicht neu. Wenn er sich vornahm abzureisen, so legte er sich erst noch einmal fest vor Anker, er blieb dann unter irgendeinem Vorwand sitzen: „Denn", meinte er, „das ist ja alles nicht so wichtig, Eile ist gemein, fahren wir eben morgen, oder übermorgen, oder nächste Woche!"

Schließlich wurde mir das Warten zu langweilig, ich konnte keinerlei Dispositionen treffen;

deshalb teilte ich ihm mit, daß ich abreisen würde, wenn er nun nicht erschiene. Emanuel Reicher und einige andere „bessere Menschen" würde er dann nebenbei auch nicht mehr erwischen.

Das nächste Telegramm:

„Wäsche stimmt, ich komme!"

Er kam, fast gegen meine Erwartung, und abends war er wie immer im Kreise fröhlicher Zecher der Mittelpunkt, sonst schlief er!

Allein hatte ich noch kein Wort mit ihm geredet, aber es war ihm am Gesicht abzulesen, daß er sich nach seinem Eckſofa sehnte; er erklärte, es sei ja töricht, diesen gemütlichen Platz überhaupt verlassen zu haben. Wir einigten uns rasch, mit dem nächsten Abendzug den heimischen Penaten zuzueilen.

Bei der ersten Gelegenheit interessierte ich mich für die Gründe seines beharrlichen Festklebens. Nicht ohne Wichtigkeit meinte er: „Weißt du, Moppchen, du zählst mir jedesmal die sämtlichen

neuen Wäschestücke so gründlich nach, hast mir sogar auf diese Reise ein Verzeichnis mitgegeben ... Ich kenn dein Gesicht, wenn du bei meiner Rückkehr nur noch traurige Überbleibsel findest. Da wollte ich dir doch einmal beweisen, was ich für ein ordnungsliebender Ehemann geworden bin. Schwer genug hielt's. Die Waschfrau hatte sich direkt gegen mich verschworen, aber schließlich stimmten alle Zahlen — nur darfst du es nicht so genau ansehen ... Die Taschentücher haben jetzt andere Initialen, und Kragen und Manschetten sind beiderseits ausgefranst — kurz, ich glaube im Besitz sämtlicher Wäscheschätze der Hotelbediensteten — bis zum Hausknecht hinunter — zu sein." Das war mir nichts neues, jede seiner Reisen kostete neue Wäsche. Er mochte noch so aufpassen, es war zu komisch, ich sah doch kein Stück wieder.

Programmäßig und höchst fidel erschienen wir zur Abfahrt. Der Kondukteur kam uns nach schneller, aber gründlicher Musterung dienst-

beflissen entgegen. Er wartete Erichs Frage nach einem leeren Kupee gar nicht ab, sondern meinte. „Die Herrschaften wünschen doch gewiß allein zu fahren?!"

„Na ob," brummte Erich, während ich mich über den verschmitzten Ton ärgerte. Amüsiert fügte er zu mir gewandt hinzu: „Siehst du, der hält uns für Liebesleute!" Mit dem üblichen Trinkgeld erreichte er stets seinen Zweck.

Wir hätten nun auch „endlich allein" ausrufen können, denn ich hatte noch kein intimes Wort mit ihm gesprochen. Er erzählte mir von seinem Aufenthalt in Rom, von den Freuden und Leiden, von der kleinen Laura, die ihm auch dieses Mal wieder ihre Gesellschaft geschenkt habe . . . alles, alles beichtete er mir, und ich mußte immer der gute Freund sein.

„Denn, wem soll ich wohl alles so offen sagen als dir, mein goldnes Moppchen, du bist doch auch nebenbei mein guter Kamerad!"

Ach, das „Kameradsein" war gar nicht so leicht, ich empfand es oft wie ein grausames Verhängnis. In seinem Leben gab es wohl nichts, was er mir nicht mitteilte; ich wurde die Vertraute seiner Abenteuer; für alles mußte ich Verständnis haben. Wenn ich ihm oftmals den Mund zuhielt, ihn bat, zu schweigen, ihn aufmerksam machte, daß ich nur ein Mensch sei — sagte er mit erstauntem Gesicht: „Du wirst schweigen, du bist doch mein Moppchen!" Dann war ich stumm, ließ ihn weiter in glühenden Farben schildern, und er war glücklich, wenn er sich mitteilen konnte.

Und nun hatten wir uns so lange nicht gesehen. Er zog mich in seine Arme, drückte mich an sein Herz und küßte mich herzlich. Von der Welt drang nur das monotone Rollen der Räder in unser traulich dunkles Kupee ... wir waren eingesponnen in die wenigen köstlichen Stunden des Lebens, wo man sich unbegrenzt gut sein darf. Leise flüsterte er, daß er mich lieb habe und mich sein Leben da draußen

gar nicht berühren dürfe; das sei eine Sache für sich und etwas uns beiden ganz Fernes.

Die Welt um uns her war versunken . . .

„Ich bitte um die Fahrkarten."

Eine strahlende Laterne tut meinen Augen weh.

Erich aber nimmt nicht die geringste Notiz von dem Mann der Ordnung, sondern hält mich fest im Arm.

Der Mann mit der zudringlichen Laterne, schon tief in seiner Beamtenehre gekränkt, wiederholt in strengerem Ton sein Verlangen.

„Einen Augenblick!" und ohne sich stören zu lassen, versetzte er mir noch einen langen Kuß und noch einen und —

Ich hatte mich endlich frei gemacht.

„Gib ihm doch sein Trinkgeld", raunte ich ihm zu, aber es war zu spät. Der Mann lief schon zum Kadi.

„Frechheit! Taktlos! Jetzt bekommt er seinen Taler erst recht erst später."

Auf der nächsten Station öffnete sich die Tür, und der Mann mit der roten Mütze erschien, Buch und Bleistift in der Hand.

„Bitte um Ihren Namen!"

„Warum?"

„Sie sind wegen groben Unfugs gemeldet."

Erich lächelte den Stationsvorsteher milde an, und indem er ihm jovial auf die Schulter klopfte, meinte er: „Sie haben entschieden recht, es ist wirklich strafbar, daß sich ein so altes Ehepaar nicht tadelloser benimmt. Man muß etwas auf Sittlichkeit geben, sonst hört die Sittlichkeit auf!"

Der Beamte sah uns beide verständnislos an, dann begriff er wohl, er brummte etwas und verschwand.

Erich lächelte während der ganzen Fahrt vor sich hin, kopfschüttelnd flüsterte er immer wieder: „Grober Unfug??"

Vorlesung in Halle

„Was meinst du, Moppchen? Müller-Rastatt bittet mich, ein paar meiner Sachen in der Literarischen Gesellschaft zu Halle vorzulesen. Ich hätte schon Lust, aber der ‚römische Maler', auf den es ihm besonders ankommt, ist noch nicht fertig. Übermorgen müßte ich hinfahren, ich muß also noch sehr fleißig sein."

„Erich, Erich, das ist doch nicht dein Ernst? Bis übermorgen machst du die Novelle doch nicht fertig. Und du kannst ja auch gar nicht lesen . . ."

„Aber Moppchen, was denkst du dir? Ich — der ich so strebe! Erst will ich mich aber zum Dichten stärken . . . ich gehe rasch, einen Frühschoppen zu trinken, und komme bald wieder, dann wird gearbeitet . . . Vorher will ich noch nach Halle depe-

schieren, damit die Programme gedruckt werden können. Du fährst selbstverständlich mit."

„Ja, was willst du denn lesen?"

„Was ich lesen will? Na ... also den ‚bunten Vogel'! Dann das ‚Kalbskotelett' und dann den ‚römischen Maler'." —

Erich nahm seinen Hut und ließ mich in bedrückter Stimmung zurück.

Ich mußte an einen literarischen Abend vor Jahren denken, wo er in Berlin aus dem von ihm übersetzten Pierrot Lunaire vorlas, dessen Verse sich allerdings nur für einen intimen Kreis eignen mochten. Erich las, man lachte, man zischte ... Erich las unbeirrt weiter.

Hinter mir sagte ein Herr:

„Den Kerl sollte man vom Podium runterwerfen."

Erich schien gar nicht zu merken, daß er ausgelacht wurde. Erst als wiederholt „Schluß" gerufen wurde und das Publikum gröhlte, sah er milde

lächelnd auf, klappte das Buch zu und meinte: „Schade, die Gedichte sind wirklich schön. Schade, schade, daß sie nicht verstanden werden! Und sind nicht einmal von mir."

Er hatte nun die Lacher auf seiner Seite; der Herr, der ihn eben noch so stürmisch vom Podium herunterbefördern wollte, begrüßte ihn sehr freundlich und lobte die Verse.

Diese Erinnerung fiel mir schwer aufs Herz. Zwar hatte er gesagt, daß er nicht lange ausbleiben würde — aber am anderen Morgen fand ich den Nachtleuchter im Korridor, der ihn an sein Bett begleiten sollte, noch unberührt stehen, und ich gedachte seufzend der unvollendeten Novelle.

Der Tag verging, der Abend kam, aber kein Erich, und auch der nächste Sonnenaufgang sah mich noch immer als Strohwitwe.

Aber dann kam er.

Im Laufe des Vormittags, sehr vergnügt, sehr aufgeräumt.

„Moppchen, sei lieb, ich muß jetzt noch ein paar Stunden schlafen. Wenn Winterstein kommt, dann weckst du mich, dann fahren wir zusammen nach Halle; ich habe nämlich, als ich dich ahnungslos verließ, diese schwarze Verbrecherseele getroffen und bis jetzt mit ihr gekneipt. Dafür muß er nun mitfahren!"

„Ja, aber die Novelle! Ist die denn fertig?"

„Nein, aber hab keine Angst, Moppchen! Das mache ich schon!"

Ich ließ ihn schlafen bis zur letzten Minute. Der unglückselige Vorsitzende der Literarischen Gesellschaft . . wie leid tat mir der — eine Blamage war unausbleiblich . . .

Eduard von Winterstein kam, und programmmäßig dampften wir gen Halle.

Die Herren betraten erst garnicht das Kupee, sondern setzten die geistigen Studien sogleich im Speisewagen fort. Ehe sie verschwanden, raunte ich Winterstein zu, er solle Erich, der Ruhe statt des

Alkohols bedürfe, die Trauben hoch hängen, aber der tröstete mich damit: „Wenn alles schief geht, springe ich ein und lese für ihn."

Erich hatte ja stets Glück und fand sich aus den schwierigsten Situationen immer noch mit einem behaglichen Lächeln heraus — aber diesmal? Angst und Neugierde ließen mir keine Ruhe.

Müller-Rastatt erwartete uns, und die Lage übersehend fragte er ängstlich:

„Sie sind doch nicht krank, lieber Hartleben?"

„I wo, nur führen Sie mich jetzt in eine ganz stille, gemütliche Weinstube, dort lassen wir eine ‚Kalte Ente' aufsetzen, und dabei mache ich dann den ‚römischen Maler' fertig."

Das verzweifelte Gesicht!!!

Erich immer von der Seite sondierend, führte er die beiden in Grüns Weinstube. Es waren bis zum Beginn der „Vorstellung" noch drei Stunden, nach deren Ablauf wir uns treffen wollten.

Ein paar Stunden später.

Der Saal füllte sich, ich saß auf der ersten Bank. Müller-Rastatt lief nervös hin und her, schließlich konnte der berühmte Apfel nicht mehr zur Erde fallen — — nur von Erich war keine Spur zu erblicken. Ich sah mir das Publikum an: fast ausschließlich Damen . . auch ein paar Backfische . . die männlichen Kunstenthusiasten waren zu zählen — — na, das konnte also gut werden. —

Man wurde unruhig, dem Vorsitzenden sträubten sich die Haare, aber — da, mir fast unerwartet, kam er — ruhig — bedächtig — freundlich lächelnd — seine Miene war so gleichmäßig und unbewegt, als erwartete niemand etwas von ihm, als ginge ihn das alles hier gar nichts an . . aber dann sah ich seine Augen — — ich wußte genug.

Mir war jetzt schon alles gleichgültig, ruhig und ergeben saß ich da und vermied Erichs Blick, der meine Augen festzuhalten suchte — ich wollte heute jede Gemeinschaft mit ihm leugnen!

Er las den ‚bunten Vogel', stockend zwar, aber es ging ohne Zwischenfall. Dann kam das ‚Kalbskotelett'. Hier wurde es schon schwieriger, seine Zunge stolperte, und ein lebhaftes Räuspern machte sich hörbar, anfangs noch schüchtern, die Stühle rückten und scharrten.

Erich belachte ruhig seine eigenen Pointen und ließ sich durch nichts stören, obwohl die Pausen bedenklich lang wurden.

Winterstein saß ungerührt neben dem Podium, er fand es wohl noch nicht an der Zeit, einzuspringen.

Wie alles einmal ein Ende nimmt, so auch dieses ‚Kalbskotelett'. In der Pause machte ich Erich auf die Stimmung des Publikums aufmerksam, seine Augen funkelten dazu vor Vergnügen, und er meinte:

„Laß nur, ich versöhne sie jetzt schon, der ‚römische Maler' ist fertig. Du sollst sehen, wie die Stimmung umschlägt. Übrigens, Moppchen,

was gehen mich diese fremden Menschen an? Mir gefällt es, was ich vorgelesen habe."

Schüchtern bat ich noch, Winterstein weiterlesen zu lassen — umsonst: Also Verhängnis, geh deinen Gang!

Das Publikum erwartete nun die angekündigte neue Novelle und ich den Schluß.

Es war wieder still geworden, unheimlich still, kam's mir vor.

Erich begann laut und heiter zu lesen: ‚Moritz, der Sortimenter'.

Hörte ich denn recht? ‚Moritz, der Sortimenter'? Hier? Das ist doch unmöglich! Erich las ganz langsam, immer langsamer; allmählich ließ dann seine Stimme ganz nach, bis endlich nach je ein paar Worten eine bedenklich lange Pause eintrat, während deren man mit Vergnügen wahrnehmen konnte, wie sein ganzer Oberkörper von Lachen geschüttelt wurde über sein eigenes Geistesprodukt. So etwas war den biederen Hallen-

sern noch nicht vorgekommen. Auf fast allen Gesichtern malte sich Entsetzen. Die Augen hafteten am Boden; als wären die Polster geheizt, so ruhelos bewegten sich die Körper darauf, und als auch das nicht mehr erträglich war, verließ man ostentativ den Saal, nur drei junge Damen blieben sitzen und lasen strahlenden Auges jedes Wort von seinen Lippen. Na, das mußten Fremde sein!

Der ‚Sortimenter' nahm auch einmal sein Ende — Erich sah auf. Blankes Erstaunen malte sich in seinen Kinderaugen, als sie den menschenleeren Saal erblickten. Er hatte sie noch, als er kopfschüttelnd im Nebenzimmer verschwand und mich dort mit den Worten empfing: „So, Gott sei Dank, nun wollen wir paar besseren Menschen es uns hier bei einer guten Flasche bequem machen. Jetzt lese ich euch den ‚römischen Maler' vor, den Hallensern habe ich ihn zur Strafe vorenthalten."

Und gleich darauf, während er mir eine duf

tende rote Rose anſteckte: „Da, Moppchen, nimm du ſie, ſie kommt von einer Verehrerin, die das Signal an meiner treuen Männerbruſt ſucht, zum Zeichen, daß ich mit ihr gehen will. Sie wird unten an der Treppe warten."

„Ja, Erich, dann kann ich ſie doch nicht anſtecken?"

„O doch, du kannſt ſchon, mein goldenes Moppchen. Sie weiß dann gleich, woher der Wind weht."

Müde und aufgeregt, wie ich war, empfahl ich mich gleich, und Erich geleitete mich hinaus. Eine heimliche Angſt, daß man ihn verhauen könnte, wurde ich nicht los, aber nichts ließ ſich ſehen und hören, man hatte ſtill das Lokal verlaſſen. Nur draußen bei der Garderobe meinte einer zu ſeiner Begleiterin: „Dem Kerl wollen wir's ſchon anſtreichen, in Halle lieſt der nicht wieder, dafür werde ich ſorgen."

Am Fuß der Treppe ſtand ein einſames Mäg-

delein. Ein Blick auf Erich, der mich am Arme führte, ein Blick auf die Rose an meiner Brust — und weg war sie.

Ehe Erich die Wagentür schloß, steckte er mir einige Briefe in die Hand: „Die hab' ich heute Abend bekommen, Moppchen. Wenn du sie gelesen hast, kommen sie zu den anderen in die bewußte Mappe."

Ich nahm den ersten und las:

„Lieber Otto Erich Hartleben!

Du gefällst mir, ich möchte Dich haben! Weil Du so bunt bist und glitzerst, immer muß ich Dich ansehen, aber die Augen tun mir weh davon, ich schließe sie und reibe, reibe, bis sie naß werden, zwei Grübchen hab' ich, die lachen dabei. Lieber Otto Erich! Ich möchte Dir viel mehr sagen. Ganz heimlich schreib' ich's auf ein Blättchen, halte es lose zwischen den Lippen, daß es kosend die Lüfte Dir zuführen. Hei! wirbt der Wind um Botendienst, packt es und flattert davon, und

hat er Dich erreicht — dann weißt Du auch, woher der Wind weht. Beifolgende Rose stecke in Dein Knopfloch, zum Zeichen Deines Einverständnisses für unser Zusammensein — ich erwarte Dich.

Else."

Erich bekam viele solcher Epistеln, aber an einem Abend drei? — Alle Achtung!

„Mein Dichter!

Nicht wahr, Du bist gut und liebenswürdig, beantwortest mir gleich eine Frage. Es wurde heute Abend behauptet, das Stück ‚Abschied vom Regiment' sei von Sudermanns ‚Fritzchen' beeinflußt worden. Das erlaube ich mir unsinnig zu finden.

Du . . . mein Dichter . . . und Sudermann!!! — — —

Es liegt Dir zu Füßen Edina."

Alle Müdigkeit war verschwunden, ich las den dritten und bedauerte, daß es der letzte war:

„Hochverehrter Herr Otto Erich!

Es ist eine große Dreistigkeit, Ihnen zu schreiben, aber Sie sehen so gut aus, deshalb wage ich's. Sie sind so ungeheuer berühmt und dann — es lebe die Aufrichtigkeit — habe ich noch nichts von Ihnen gelesen und — bin heute heimlich, ganz heimlich ausgekniffen, trotz großer Wachsamkeit, da die Erlaubnis, hierherzugehen, mir rundweg verweigert wurde. Also ich habe noch nichts von Ihnen gelesen, es war ganz gewiß nicht meine Schuld, aber trotzdem ich schon 17 Jahr alt bin, sperrt Mama jedes Ihrer Bücher ein, so ordentlich, daß ich noch keines habe fertiglesen können. Und ich muß zusehen, wie Mama sich an Ihren Geschichten ergötzt, wie sie entzückt ist und sich wälzt vor Lachen, und ich stehe wie vor einem reizenden verschlossenen Garten.

Aber ich hab' für alle jene Schriftsteller eine Schwärmerei, deren Werke ich nicht lesen darf, das ist immer ein gutes Zeichen, und heute Abend

empfand ich, daß ich wieder einmal recht hatte. Die Sachen, die man mir so ungeheuer bereitwillig zu lesen gibt und dabei sagt: ‚Das lies nur, es ist für jedes junge Mädchen gut, das zu kennen‘ — diesen Büchern bring' ich meist das größte Mißtrauen entgegen.

Seien Sie nun so nett, wie ich Sie mir in allen Dingen vorstelle, und senden Sie mir Ihre unsterblichen Werke, vor allem aber ‚Moritz, der Sortimenter‘, poste restante. Valerie."

Diese Briefe legte ich zu den übrigen ähnlichen Inhalts in eine Mappe, auf welche Erich das schöne Wort „Säuselbriefe" geschrieben hatte.

Als später der neue Novellenband unter dem Titel ‚Der Römische Maler‘ erschien, worin auch ‚Moritz, der Sortimenter‘, enthalten war, prangte auf dem Widmungsblatt:

„Den lieben Hallenser Damen der Literarischen Gesellschaft in freundlicher Erinnerung!"

Der Aluminiumschlüssel

Eines Tages sagte mir Professor L., den ich in der Besorgnis um schwere körperliche Schmerzen aufsuchte, daß ich operiert werden müßte. Ich möchte ihm meinen Mann schicken. Ich bat den Arzt, von einer Aussprache mit Erich abzusehen, den es nur beunruhige und der mir ja doch nicht helfen könne; zudem fahre mein Mann in den nächsten Tagen nach München, da könne ja denn die Operation in seiner Abwesenheit vorgenommen werden.

Von all dem wollte der Professor nichts wissen und bestand auf dem Besuch. So richtete ich seine Botschaft aus, und anderen Tags ging Erich zu ihm.

Als er zurückkam, war er ganz gebrochen und so verzweifelt, wie ich ihn nur noch einmal im

Leben gesehen hatte. Er weinte und jammerte herzzerbrechend und war kaum zu trösten.

Ich versicherte ihm, daß er viel zu schwarz sähe.. daß das alles nur halb so schlimm sei und schon bald wieder gut werden würde, — und der Mann, der eben noch unter seiner Last zusammenzubrechen schien, ließ sich unter dem begütigenden Zureden wie ein Kind, das sich satt geweint hatte, zur Ruhe bringen, und kaum daß das letzte meiner Worte verhallte, schlief er schon tief und friedlich.

Andern Tags brachte er mich in die Klinik. Als er beim Abschied meinen flehentlichen Blick sah, verstand er ohne Worte und sagte tief entrüstet: „Wie kannst du so was von mir denken, mein goldenes Moppchen, du brauchst wirklich keine Angst zu haben. Überhaupt — was denkst du eigentlich von mir . . ., jetzt . . ., wo du krank bist." Er wurde fast zornig — und küßte und küßte mich immer wieder.

Als die Operation glücklich verlaufen war, wurde

es ihm mitgeteilt, und er sandte mir umgehend ein Gedicht an das Krankenlager, ein Gedicht, von Herzen kommend, zu Herzen gehend.

Sobald er durfte, besuchte er mich; er war so glücklich, so weich gestimmt, daß ihm fortwährend die Tränen von den Backen liefen.

Beim Trocknen dieser Tränen entfielen seiner Tasche mit dem Taschentuch zwei Schlüssel — unmittelbar vor mein Bett. Im nächsten Augenblick hatte ich die Situation erfaßt, ich konnte kein Wort über die Lippen bringen, ich sah ihn nur ganz traurig an. Indem er die Schlüssel aufhob, sagte er: „Nein, Moppchen, aber auch alles, alles mußt du merken, ich kann tun, was ich will . . . ich kann mich noch so sehr vorsehen . . . du kommst doch darauf, ich kann es anfangen, wie ich will."

„. . . Wirklich taktlos!"

„Bitte, rege dich nicht auf . . . ich kann ja nichts dafür, wahrhaftig nicht. Sie hat mir die Schlüssel eingesteckt, als ich sie nicht nehmen wollte, damit

ich ungeniert auch zur Nachtzeit kommen könnte — und daß ich sie nun gerade auch vor deinem Bett hinfallen lassen muß . . . 's ist nun mal mein bekanntes Pech!"

Er steckte sie bei diesen Worten wieder ein, und als ich noch immer kein Wort hervorbrachte, lächelte er mich kindlich-spitzbübisch an und sagte:

„Weißt du, Moppchen, den Hosentaschen schaden sie nämlich gar nicht, sie sind ganz leicht . . . von Aluminium!" —

Heute noch liegen diese Aluminiumschlüssel in meinem Schreibtisch.

Kindergeschichte

Erich war wieder einmal merklich unruhig, zerstreut, fast verstört — stundenlang konnte er an seinem Schreibtisch sitzen, zusammengesunken, vor sich hinstarrend. Sprach ich ihn dann an, erwachte er wie aus einem schweren Traum, und seufzend fand er sich allmählich zu seiner Beschäftigung zurück.

Ich kannte diese Symptome. Es machte mir schweren Kummer, ihn so zu sehen. Etwas zog sich wieder über meinem Haupte zusammen, ich konnte es nur noch nicht erfassen, was es sein würde, aber ich fühlte es und fand nicht eher Ruhe für ihn und mich, bis ich es ihm entlockt hatte, denn etwas Belangloses war es gewiß nicht.

„Erich, was hast du, warum sprichst du dich nicht aus, was quälst du dich und mich? . . . Du kennst mich doch zur Genüge, daß ich Mut habe,

wenn ich dem Unglück ins Auge sehen kann. Aber es ahnen und näher und näher kommen fühlen, ist namenlose Qual."

Er ging im Zimmer auf und ab, zog mich dann auf die Chaiselongue, und nachdem er einige Male tief geatmet hatte, preßte er gewaltsam hervor: „Ich habe ein Kind!"

Ich starrte ihn verständnislos an.

„Ein Kind?"

„Ja . . . das heißt . . . ich soll der Vater sein!"

„Bist du es denn nicht?"

„Hm! Na . . . das ist es ja gerade . . . das sollst du ja eben entscheiden!"

„Ich?! Mein Gott, wie kann ich denn . . ."

„Ja, mein liebes Moppchen, du!"

Und nun war es, als sei er befreit. Er stand auf, reckte sich, atmete wie erlöst auf, und dann sprudelte er schnell hervor: „Ja, du. Du fährst mit mir nach München, gehst unter einem Vorwande zu dem Mädchen, siehst dir das Kind an, und wenn du

findest, es ist mein Kind, dann — dann nehmen wir es zu uns als unser eigen und erziehen es."

Und nach einer Pause:

„Ach, Moppchen, dann hast du doch etwas, woran du deine Gedanken hängen kannst . . . Du brüteſt und denkst dann nicht immer nach und . . ."

„Und? . . . wenn es nicht dein Kind ist???"

„Dann zahle ich, aber das ist dann auch alles."

Wir rüsteten bald zur Reise. Kaum in München angekommen, suchte ich das Mädchen auf, das sich als Schneiderin ihr Brot verdiente, und fand bei ihr ein hübsches blondes Geschöpf mit blauen Augen, etwas breiten Backenknochen, die auch charakteristisch bei Erich waren: — es konnte sein Kind sein.

Als ich ihm meine Ansicht mitteilte, war er so schrecklich vergnügt und bat mich so innig, bei der Mutter des Kindes alles zu versuchen, daß sie es uns gleich mitgebe.

„Ja, Erich, du disponierst wieder einmal. Hast

du mich auch nur mit einem Worte gefragt, ob ich das Kind will?"

„Aber, Moppchen, das ist doch selbstverständlich, du tust ja alles, was ich möchte."

Ich versuchte also, das Kind zu bekommen. Eine furchtbare Zeit der Aufregung kam ... Erich machte Versprechungen über Versprechungen. Einmal wollte die Mutter das Kind geben, dann wieder nicht, immer war sie das getreue Echo der Einflüsterungen ihrer verschiedenen Berater. So ging es weiter, ein ewiges Hin und Her.

Die Zeit verging, wir hatten uns damit abgefunden, das Kind nicht erziehen zu können ... und ich wußte, ich entging vielem, vielem Ärger.

Da kam die Zeit, wo Erichs Reisen ihn wieder über München führten. Von dort aus schrieb er mir, daß er noch einmal alles versucht hätte, aber es sei wieder vergeblich gewesen, das Kind gebe sie uns definitiv nicht.

Kurz vor seiner Abreise von dort depeschierte er mir:

„Ich komme heute Abend, hole mich ab."

Abends zehn Uhr ging ich zur Bahn mit dem sehnsuchtsvollsten Herzen. Der Zug fährt ein. Ich sehe Erich mit einem Paket auf dem Arm vorsichtig und bedächtig aussteigen; ich will ihm entgegeneilen, ihn umfassen . . . Da legt er mir das Bündel in die Arme mit den Worten: „Vorsicht, zerbrechlich!"

Ich stand starr. Ich sah ein Gesichtchen, das sich eben zum Weinen verzog. Bei dem plötzlichen Anblick des Kindes, von dessen Kommen ich keine Ahnung hatte, erschrak ich; ich war so überrascht, daß das Lachen auf meinem Gesicht erstarb und ich kein Wort reden konnte.

„Na, nun freust du dich wohl nicht einmal, du machst ja solch betäppertes Gesicht?"

„Ach, Erich, ich ahnte ja den Familienzuwachs gar nicht; ich habe doch nun zu Hause nichts vor-

gerichtet — aber laß nur, es ist schon recht . . . Hast du denn eine gute Fahrt mit dem Kinde gehabt?"

„Ach, was meinst du wohl, wie wenig Umstände so ein Wurm macht, das ist ja gar nichts; ich gab da so 'ner Frau im D-Zug — du weißt, mit dem weißen Trauerflor am Arm — zwanzig Mark, und die hat sie großartig versorgt, Milchflaschen gemacht usw. — du wirst wenig Arbeit haben."

Und dann, mich schelmisch anlächelnd:

„Weißt du übrigens, dein erstauntes Gesicht ist noch gar nichts. Ich hatte meiner Schwester Gertrud in Leipzig depeschiert, sie möchte mich vom Bahnhof abholen, ich sei auf der Durchreise und wolle ein paar Stunden mit ihr plaudern. Und dieser Nichtsahnenden legte ich nun das Kind mit den Worten: ‚Hier — meine Tochter!' auf die Arme. Zuerst wollte sie gar keine Notiz davon nehmen und glaubte an einen schlechten Scherz . . . aber dann . . als sie verstehen mußte . . das däm-

liche Gesicht. Es war zum Schreien komisch, wie hilflos sie mit dem Kinde dastand, beinahe wie du, die du doch wenigstens von seiner Existenz wußtest. — Aber nun komm, sei gescheit, nun fahren wir zuerst zu Kempinski. — Ach so . . . richtig, das geht ja jetzt nicht, das ist fatal, da hatte ich gar nicht daran gedacht. — Na, dann nach Hause, da werde ich dir erzählen, wie ich das Kind einfach entführt habe, aber versprochen, es bei der nächsten Reise, die mich wieder über München führt, zurückzubringen, d. h., das liegt nicht in meiner Absicht. Das Spätere wird sich schon finden." —

Vier oder fünf Jahre behielten wir nun das kleine Ilsulein — immer mit der Drohung aus München: „Ich hole sie jetzt!"

Da kam der ‚Rosenmontag'-Erfolg, und damit auch von der Mutter Forderungen, die wir nicht erfüllen konnten — wollten. Schließlich kam die Mutter nach Berlin, um sich das Kind zu holen.

Erich versuchte sie umzustimmen, versprach ihr viel . . . aber es war ihr nicht genug. Schließlich waren sie aber doch so weit, daß sie zum Anwalt gingen, wo sich folgender Dialog entspann — den ich nach seinem Tode in einem seiner Taschenkalender fand:

Ich: Fünfzig Mark monatlich.

Sie: Ja, wie lange?

Ich: Solange ich lebe.

Sie: Nein, solange ich lebe . . .

Ich: Nun, wenn du mich überlebst . . . Sagen wir, solange das Kind lebt.

Sie: Nein — solange ich lebe . . .

Ich: Aber dann könnte ja der blödsinnige Zustand eintreten, daß ich gestorben wäre, das Kind gestorben wäre und daß meine Frau dir dann noch immer fünfzig Mark monatlich zahlen müßte.

Sie: Ja, das will ich auch.

Ich: Also gut. — Das tu' ich nicht.

Hierauf erhob sie sich mit großem Tumult, und

nachdem sie den Rechtsanwalt beschimpft hatte, lief sie hinaus.

So wurde uns das Kind für immer entrissen, das wir geliebt und schon Jahre hindurch erzogen hatten . . . das gerade aufblühen wollte — Und nun würde es unter den ganz anderen Verhältnissen verkümmern.

Erich kam schnell darüber hinweg, da andere Ereignisse in sein Leben getreten waren — ich sehr . . . sehr langsam.

Lore

Erich hatte soeben die ‚Geschichte vom abgerissenen Knopfe' in den bekannten Einakter ‚Die Lore' verwandelt, von dessen Proben im Neuen Theater er keine einzige versäumte, trotzdem sie „mitten in der Nacht", d. h. vormittags um 11 Uhr, stattfanden. Die Besetzung war vorzüglich, er hatte seine helle Freude an Worlitzsch, welcher den „Fred" verkörperte, sein getreues Spiegelbild.

Kurz vor der Premiere kam er eines Tages strahlend nach Hause und sagte schelmisch lächelnd: „Du, Moppchen, ich traf eben die Lore! Weißt du, sie hat keine Vorstellung von ihrer Popularität. Ich hab' ihr gesagt, sie müsse was für ihre Bildung tun und öfter ins Theater gehn, ich würde ihr nächstens ein Billett schicken."

Für die Premiere schickte ihr Erich also das

Billett und freute sich spitzbübisch auf ihre Überraschung. „Denn", meinte er, „sie hat keine Ahnung vom Theater, und wie ich sie kenne, sieht sie sich auch keinen Theaterzettel an, du kannst dir also denken, wie famos das wird. Zudem hab' ich ihr einen Logenplatz neben ein paar Freunden gegeben — und nun kann's losgehn. Dein Beobachtungsposten ist in der Nähe, da du sie ja nicht persönlich kennst."

Er weidete sich schon im voraus. —

Der Abend kam, eine gewisse Ängstlichkeit konnte ich nicht verbergen, aber Erich war siegessicher.

Das ausverkaufte Haus fing an sich zu füllen, und bald war auch jene Lorenloge besetzt, an deren Brüstung sie saß — denn nur sie konnte so aussehen.

Ein winziges Gesichtchen, noch verkleinert durch lange Stirnhaare, die glatt bis an die braunen Augen hingen, ein äußerst zierliches Näschen und endlich ein breiter Mund, der nichts weniger als

große Intelligenz verriet, summa summarum — der Typ einer Berliner Göre!

Ich amüsierte mich, wie sie unbeholfen einen Riesenfächer bewegte, der immer wieder zuklappte. Sie wollte „Dame" sein und verlor dadurch den Reiz, den sie sonst wohl ausüben mochte. Bei Betrachtung dieser Lore verstand ich meinen Erich mal wieder absolut nicht. Dazu war die Kleidung, soweit ich sehen konnte, geschmacklos und aufgedonnert — billige Talmieleganz!

Die Vorgänge auf der Bühne schienen sie sehr zu interessieren, so daß sie auf keine Frage ihres Nachbars, eines gemeinsamen Freundes jener Zeit, reagierte. Sie war nicht mehr im Theater, sondern — entre nous, bei jenen Leuten auf der Bühne! Mit immer größer werdenden Augen, glühendem Gesicht sah sie starr zur Bühne, und als ihr dort das eigene Spiegelbild entgegentrat, ganz echt in Bewegung und Ton, fing sie begierig jede Silbe des schnoddrigen Dialoges auf — aber bei der

Stelle des Vetters: „Und da hab' ich ihr eine seidne Bluse gekauft, zwanzig Mark hat sie gekostet"... beugte sie sich mit wild um sich greifenden Händen über die Brüstung und schrie, alles um sich her vergessend: „Das ist nicht wahr, du Lügner, zwölf Mark hat sie nur gekostet!"

Von diesem Spiel im Spiel wurde sie durch Erichs Freund sanft und nachdrücklich auf ihren Sitz zurückbefördert, verschiedene Rufe nach Ruhe wurden laut, die Zunächstsitzenden lachten aus vollem Halse, und nur wenige ahnten den Zusammenhang dieses Intermezzos.

Die Vorstellung ging ungestört ihrem Ende entgegen, und wir ebenso der darauffolgenden solennen Kneiperei — die man mit demselben Recht Morgenschoppen statt Abendschoppen nennen konnte, je nachdem, von welchem Ende man das Ding ansah — und dies alles ohne die Lore: die hatte sich nach Theaterschluß tief entrüstet entfernt. —

Einige Wochen waren seit jenem denkwürdigen Abend vergangen, als mir Erich mitteilte, der Kleine hätte die Lore getroffen, sie wäre noch immer nicht beruhigt. Was ich wohl dazu meinte, wenn er ihr einen Entschuldigungsbrief schriebe und sie bäte, ihm zum Zeichen ihrer Gnade ein Zusammentreffen in der Konditorei an der Ziegelstraßenecke zu gewähren, um bei einer Tasse Schokolade Versöhnung zu feiern.

Ich gab meinen Segen dazu und machte ihn darauf aufmerksam, daß sie den Vetter in ihrer Entrüstung womöglich noch um die acht Mark verklagen würde, die er an der Bluse hinaufgeschraubt habe. So etwas leuchtete Erich immer ein, und abends traf er sich mit Lore . . .

Am nächsten Tage kam er meinen Fragen zuvor:

„Moppchen, du willst doch mal die Lore persönlich kennen lernen . . . du bist doch eine verständige Frau . . . ich hab' sie nämlich und den

Kleinen zu morgen abend — zum Hasenbraten eingeladen."

„Ja, Erich, weißt du, das ist ja ganz gut, aber . . . sie könnte doch vielleicht Anstoß daran nehmen, daß wir noch nicht verheiratet sind."

„Nun ja, das ist ja richtig, da würde sie sicher moralische Bedenken haben . . . Aber wer sollte es ihr sagen, der Kleine wird reinen Mund halten."

Am bewußten Abend war alles zum Empfang bereit. Der Hasenbraten duftete, der Kleine tanzte vergnügt im festlich erleuchteten Zimmer umher, Erich, in würdevoller Haltung, belächelte milde des Kleinen Ausgelassenheit, und ich war gespannt . . . es war damals noch eine ungewohnte Situation für mich! —

Genau eine halbe Stunde über die Verabredung hinaus klingelte es; auf die Frage des Mädchens, wen sie melden dürfe, mit einer gewissen Nonchalance:

„Es ist nicht nötig, ich werde erwartet."

Erich ging ihr entgegen, um sie zu begrüßen, aber sie achtete seiner nicht, sondern trat auf mich zu, indem sie aus einer Seidenpapierhülle einen Veilchenstrauß herausschälte und ihn mir mit den Worten überreichte:

„Gnädige Frau, mein Jugendfreund, Ihr Herr Gemahl, wird Sie unterrichtet haben, wer ich bin. Ich danke für die freundliche Einladung und bitte, mich der Verspätung wegen zu entschuldigen, da ich soeben von Frau Oberstleutnant von X. komme, mit der ich sehr befreundet bin und die ich heute ganz verzweifelt antraf; ihre Kammerjungfer war plötzlich krank geworden, und da bat sie mich, ich möchte ihr helfen ‚Staub wischen'. Ich bin dageblieben, und als ich jetzt fortging, umarmte sie mich und lud mich für morgen zum Diner ein" . . .

Mir wurde bei diesem Wortschwall ganz wirr im Kopf; mein Hasenbraten mußte unbedingt anbrennen. Der Kleine saß rittlings auf dem Sofa,

feixend, das Gesicht halb abgewendet, Erich unterdrückte mühsam sein Lachen.

„Ach bitte, Fräulein . . .“

„Ja, Lore, wie ist es, wollen Sie nicht auch von mir Notiz nehmen?“ unterbrach mich Erich — „und wollen wir uns nicht zu Tisch setzen, ich habe Hunger!“

Als ich in der Küche, wohin mir Erich folgte, noch über das ‚Sie‘ der beiden nachgrübelte, flüsterte mir Erich leise zu, daß sie es nicht anders gewollt hätte, es schickte sich so.

Bei Tisch ging es sehr steif zu. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Erich paßte sich mit einem ironischen Behagen ihrer Förmlichkeit an, und ich versuchte vergebens, sie ihrer Reserve zu entreißen.

„Ach, gnädige Frau, ich habe ja jetzt so viele gesellschaftliche Verpflichtungen,“ fiel sie mir ins Wort, als ich sie schüchtern bat, anderen Tages den Kaffee bei mir zu nehmen — „morgen geht es leider nicht, da spiele ich mit Baronesse A. vier-

händig, übermorgen hat mich Professor Liebermann gebeten, er möchte eine Skizze von meinem Kopf zeichnen" —

Bei diesen Worten raunte ihr Erich ins Ohr: „Warum soll es denn nur der Kopf sein?"

„Du scheinst nicht zu wissen, was sich gehört!"

Sie strafte ihn mit einem Blick tiefster Verachtung.

Bei Gott, jetzt faßte ich mich selbst an den Kopf, es wurde mir langweilig, das sollte die „Lore" sein? Ich ging in mein Zimmer hinüber, wo sich Erich bald einstellte.

„Na, ich will die beiden jungen Leute ein bißchen allein lassen, sie haben sich gewiß verschiedenes zu erzählen."

„Lieber Erich, jetzt erkläre mir mal, ich verstehe das alles nicht, was hat sie denn für gute Bekanntschaften?"

„Ach, Moppchen, das mußt du nun nicht so wörtlich nehmen."

„Ja, ist denn alles gelogen?"

„Gelogen?! Du mußt nicht ein so strenges Wort dafür nehmen. Wenn sie das hörte . . . Gelogen! Sie glaubt doch alles selbst, was sie sagt, und . . . na schließlich, wenn du statt Frau Oberstleutnant Herr Oberleutnant sagst, und statt Baronesse Baron — — so würde sie eben nicht mal geflunkert haben, sie hat — nur eine etwas lebhafte Phantasie. Dir gegenüber will sie sich mit ihren Bekanntschaften brüsten und vor allem die ‚Dame' herausbeißen, und da den stummen Zuhörer zu machen, ist ja doch einzig köstlich."

„Ja, aber ich will doch ‚die Lore' kennen lernen . . . in ihrer Frechheit und Drolligkeit."

„Na, von der Seite zeigt sie sich dir gegenüber niemals, da muß man eben unter uns ‚Jugendfreunden' sein. Übrigens geh doch eine Minute in mein Schlafzimmer, durch die Portiere hörst du jedes Wort, da kannst du sie in ihrem Glanz bewundern."

Das tat ich denn auch, und zwar bloß eine Minute.

Erich war in das Eßzimmer zurückgekehrt, und ich hörte ihn in saloppem Tone fragen:

„Na, Lore, hast du noch deine hübschen Beine?"

„Ick werde dir gleich damit vors Gesichte fuchteln, du Scheusal!"

Gott sei Dank, sie war es! Befriedigt ging ich a tempo hinaus. Der übrige Abend verlief freundlich und harmlos. —

Einige Tage später kam folgender Brief an Erich:

„Lieber Erich!

Ich begreife nicht, wie Du den Mut fandest, mich unter solchen Umständen in Dein Haus zu laden, Du bist mit der Person, die Du mir als Deine Frau vorstelltest, nicht verheiratet, und ich erfuhr das leider erst heute; daß Du nie gesellschaftlichen Takt hattest, wußte ich zwar und hielt es Deiner schlechten Erziehung zugute, aber

daß Du mich, eine junge Dame, in solchen Sumpf ziehst, das trennt uns für immer.

Lore."

Wir armen Parias sind beinahe erstickt vor Lachen. —

Dann hörten wir nichts mehr von ihr, bis die Anschlagsäulen die fünfzigste Aufführung der „Lore" verkündeten. Da erschien nachmittags ein Dienstmann mit folgenden Zeilen: „Komme herunter ins Restaurant, ich muß Dich sprechen. Boten bezahle. Lore."

Erich schickte den Mann mit dem Bescheid zurück, das Fräulein möchte heraufkommen.

Ehe sie kam, wollte ich selbstverständlich das Zimmer verlassen, um ihr meinen Anblick zu ersparen. Erich verhinderte das und meinte: „Bleib ruhig da. Ich genieße Lore ganz gerne als hochdeutsch redende Dame und Tugendbolzen. Zudem, wenn du nicht dabei bist, denkt sie natürlich, daß

du so tief geknickt bist von ihrer Verachtung. Und — dir entgeht ein Spaß."

Lore kam . . . ohne Erich die Hand zu reichen, und mir kühl und mit Herablassung zunickend — ohne Veilchenstrauß.

„Na ja, das konnte ich mir ja denken, daß du zu faul warst, herunterzukommen!"

„Lore, du entgleist — ich denke, wir wollen uns Sie-zen?" Erich lächelte maliziös und lud sie ein, Platz zu nehmen.

„Ich danke, ich mache keinen Höflichkeitsbesuch."

„Das merke ich, also womit kann ich dienen?"

Mit einem Blick auf mich: „Kann ich dich nicht allein sprechen?"

„Wie du willst. Bitte" — und er hob die Portiere zu seinem Schlafzimmer empor.

Mit einer Gebärde des tiefsten Abscheus trat sie zurück:

„Du weißt nie, was du einer Dame schuldig

bist. Überhaupt, mein Lieber, wenn du nicht weißt, was sich schickt, möchte ich dich doch hiermit daran erinnern, daß heute zum fünfzigsten Male dieses verlogene Stück gegeben wird, und aus diesem Anlaß dächte ich wohl, daß du dich mir erkenntlich zeigen könntest."

„Ja, liebe Lore, gewiß, warum nicht, wenn dein Herzenswunsch mit meinen Tantiemen im Einklang steht ... Möchtest du wohl Kants ‚Kritik der reinen Vernunft' oder den Gothaer Almanach?"

„Ach Quatsch, ich habe selber genug Vernunft, brauche anderer ihre nicht. Ich möchte eine Spieluhr."

„Eine Spieluhr? Ja wozu denn eine Spieluhr, warum denn nicht lieber eine Drehorgel? Willst du sie denn in einem Weihnachtsbaum oder als Bierseidel."

„Bierseidel! Na ja, da sieht man's, du denkst bei jeder Gelegenheit nur ans Trinken. Ich möchte ein Album mit Musik haben, und zwar ein sehr

großes, das wirst du dir doch leisten können, du trauriger Knopp du! Nachdem du so viel Geld mit mir verdient hast!"

Erich brüllte — er konnte sich kaum beruhigen.

„Lore, du bist köstlich. Seit wann bist du denn musikalisch geworden? — Das war doch sonst nicht. Aber weißt du, Scherz beiseite, wäre es nicht doch praktischer: . . Wäsche . . und dergleichen?"

Mit verächtlichem Achselzucken wandte sie sich zur Tür, doch nicht, ohne im letzten Moment ihm zuzurufen: „Wäsche? — Pah — wie ordinär! — — Aber dann wenigstens eine seidene Bluse dazu — aber eine für zwanzig Mark."

Siser Schaz

Eine kleine Schelmerei, die letzte vor seinem Tode, möchte ich noch erzählen:

Im September 1904 kam Erich nach Berlin über München-Leipzig. In Berlin eröffnete gerade das Lustspielhaus mit der umgearbeiteten Komödie ‚Ein wahrhaft guter Mensch' seine Pforten. Hierzu, vor allem aber um sein neues Stück ‚Im grünen Baum zur Nachtigall' einem kleinen Kreise, darunter Dr. Schlenther, vorzulesen und um unsere Wohnung, von der er nur die leeren Wände kannte, eingerichtet zu sehen, kam er nach Berlin.

Als er mir auf dem Bahnsteig mit ausgebreiteten Armen entgegenkam, erschrak ich bis ins innerste Herz. Gebeugt, fahl, grau und alt geworden war er, seit ich ihn im Dezember gesehen

hatte, nur seine lieben Augen leuchteten voll reiner Freude und Güte.

Wie immer fuhren wir vom Bahnhof direkt zu Kempinski.

„Moppchen, mein liebes Moppchen! Nun aber wir beide! Nun reisen wir zusammen nach Kopenhagen, dort wird der ‚Rosenmontag' aufgeführt . . und dann fahren wir nach Kospeda, wo der ‚Grüne Baum zur Nachtigall' spielt — ach du, ich freue mich ja so, das soll eine schöne Zeit werden!"

Wie er sich freuen konnte — — man mußte ihm nur immer etwas Liebes tun, seine Kinderfreude hervorbrechen zu sehen; er war stets ein großes Kind gewesen. Er jubelte, nicht laut, nein, so verklärt, still glücklich, — aber wehe, wenn man ihm diese kindliche Freude stören wollte, mit irgendeinem nüchternen praktischen Einwand seinen Wünschen, seinen Plänen sich entgegenstellen: — und wußte er auch, daß etwas eine Torheit war, sein Verderben war — er tat es doch.

Durch jahrelange Erfahrungen belehrt, wußte ich, daß man ihm ſeinen Willen tun mußte. Wenn man ſiebzehn Jahre mit einem Menſchen lebt, kennt man jede Miene an ihm.

Wie oft hab' ich zu ihm geſagt: „Erich, tu es nicht, du haſt dies und jenes vor!" Erſtaunt fragte er dann wohl: „Ja, woher weißt du?"

Und wie ein Kind tat er dann aus Oppoſition gerade das, wovon man ihm abriet.

Doch ich ſchweife ab, ich will erzählen, was ihm wieder einmal ſo viel Vergnügen bereitete.

Er war kaum zwei Tage zu Hauſe, als folgender Rohrpoſtbrief während ſeiner Schlafenszeit kam, den ich ſeinem Wunſche für ſolche Situationen gemäß öffnete.

„d. 21. Sept. 04.

Lieber Ehrig ſiſer Schaz!

Ich habe mich am Weding mit meiner Freindin eine Stube gemidet indem Du die Stube zalen wilſt ſiſer Schaz Du kannſt mir aber die 30 gleig

heit Abent mit an die Brike bringen siser Schaz da Du mir an der Brike trefen wilst ich küsse Dich bestenst in Libe mein siser Schaz und hogachdungfolst Deine Emmi."

Ganz verwundert las ich und konnte mir das nicht erklären. Erich war noch nicht warm geworden im Hause, allein hatte sein Fuß die Straße nicht betreten. Aber schließlich lachte ich . . . lachte aus vollem Halse. Da rief er mich zu sich.

Mit würdevollem Ernst auf dem Gesicht überreichte ich ihm den Brief: „Entschuldige, Erich, daß ich deine Liebesbriefe und zarten Beziehungen durch meine Augen profaniert habe, aber —"

Inzwischen hatte er gelesen und lachte ohne Aufhören, und ruckweise erzählte er:

„Du weißt, ich hielt mich ein paar Tage in Leipzig auf, dort besuchte ich — wie früher als Student — eine Kneipe, in der zwei Mädels be-

dienten, von denen mir die eine ganz gut gefiel und mit der ich auch ins Gespräch kam.

Als sie hörte, daß ich nach Berlin fuhr, sagte sie seufzend: ‚Ach, erst einmal so viel verdient zu haben, um nach Berlin fahren zu können. Dort ist das einzig Wahre, da wird man noch estimiert. Aber hier —? Der Wirt ist abscheulich, bis Mittag muß man scheuern und putzen, die Kerls jagen einen im Rade rum, und Trinkgeld is nich! Aber in Berlin . . . in Samt und Seide — und die feinen Herrns . . . ja, Berlin!‘

Halt — denk' ich, das wär' a Hetz, wenn ich dem Kerl die beiden Mädels ausspannte, ganz heimlich; wenn sie morgen früh antreten sollten, fände er das Nest leer.

‚Kinder, kommt mit nach Berlin, ich zahle euch die Reise und für den ersten Monat das Zimmer — aber mehr als dreißig Mark darf es nicht kosten — seid pünktlich $^1/_2$6 Uhr auf der Bahn, für alles Weitere sorge ich.‘

Am andern Tage traf ich die Mädchen an der Bahn, besorgte Billetts für den Luxuszug und setzte mich mit ihnen gleich in den Speisewagen.

Da hatte ich meine Freude an ihrem Erstaunen; sie waren noch nie so vornehm gefahren. Und daß man sogar beim Fahren Sekt trinken konnte! . . . Und wir tranken . . . fortwährend auf der ganzen Fahrt auf das Wohl des meuchlings verlassenen Wirts."

Bei der Erinnerung lachte er noch immer still in sich hinein.

„Und nun dieser Brief, Erich?"

„Ach, Moppchen, nun glaubt sie doch selbstverständlich, daß sie zärtlich sein muß, und kann sich gar nicht denken, daß ich ihr das Zimmer zahlen will, ohne von ihr das geringste zu wollen. — Den Scherz bei der ganzen Geschichte versteht sie doch nicht."

„Und gehst du nun hin zu dem Rendezvous?"

„Ja natürlich, ich habe doch versprochen, die Miete zu zahlen. Du brauchst nicht etwa eifersüchtig zu sein, du hast wirklich keinen Grund — nie Grund gehabt; du verstehst bloß keinen Humor!"

„Ach nein, Erich, diesmal kann ich nun wirklich nicht eifersüchtig sein, ich kann es beim besten Willen nicht; und sonst ... na, wir wollen schweigen, ich hab's mir gänzlich abgewöhnt. Deine Frau — und eifersüchtig! Das geht nun mal nicht zusammen.

Aber nun sag mir bloß, wirst du denn nie gescheit, machen dir denn derartige Scherze immer noch Spaß, wann willst du denn endlich vernünftig werden? Für solche Sachen bist du doch mit deinen vierzig Jahren wirklich zu alt!"

„Ach Moppchen, ich bleibe ein alter Esel!"

Ende

Werke von Otto Erich Hartleben

(S. Fischer, Verlag, Berlin)

Angele. Komödie. 1890. 2. Auflage 1905.

Die Serényi. Novellen. 1891. 6. Auflage 1905.

Der Frosch. Familiendrama. 1891. 3. Auflage 1901.

Hanna Jagert. Komödie. 1893. 2. Auflage 1901.

Die Erziehung zur Ehe. Komödie. 1893. 4. Aufl. 1909.

Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe. 1893. 20. Auflage 1909.

Ein Ehrenwort. Schauspiel. 1894. 2. Auflage 1902.

Meine Verse. (Gesamtausgabe.) 1895. 3. Aufl. 1906.

Vom gastfreien Pastor. 1895. 26. Auflage 1909.

Der römische Maler. Novellen. 1898. 6. Aufl. 1906.

Die Befreiten. Einakter-Zyklus. 1899. 3. Aufl. 1905.

Ein wahrhaft guter Mensch. Komödie. 1899. 2. veränderte Auflage 1905.

Rosenmontag. Eine Offizierstragödie. 1900. 20. Auflage 1909.

Der Halkyonier. Ein Buch Schlußreime. 1904.

Im grünen Baum zur Nachtigall. Ein Studentenstück. 1905.

Diogenes. Fünf Szenen einer Komödie in Versen. 1905.

Briefe an seine Frau. 1908.

Ausgewählte Werke in drei Bänden. 1909.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

DATE DUE

Demco, Inc. 38-293

CINCINNATI BIBLE COLLEGE & SEM. LIBRARY
832.91 H331m main
Hartleben, Selma/"Mei Erich,"
3 4320 00035 2445

832.91 H331m
Ac. #61972
Carella, Domenico.

Fascismo prima, fascismo
dopo

GEORGE MARK ELLIOTT LIBRARY
The Cincinnati Bible Seminary

832.91 H331m
Ac. #61972
Carella, Domenico.

Fascismo prima, fascismo
dopo